



Schularchiv des Goethe-Gymnasiums Düsseldorf

Die Verfasserin schweift ab.

Abiturarbeiten von 1910 bis 1975

Monika Eitner

Ruth Schleyer

Wolfgang Rosnowski

und

Silke Schnurr

zum Abschied vom

Goethe-Gymnasium

am 25.06.2015

Einführung

Unsere Schule verfügt mit ihrem Archiv über ein reichhaltiges Gedächtnis und einen ungewöhnlichen Lernort. Die vorliegende Sammlung enthält eine kleine Auswahl an Abiturarbeiten der letzten einhundert Jahre.

In ihren Themenstellungen und den Bewältigungsversuchen der Prüflinge offenbaren die Arbeiten die Weltsicht und den geistigen Horizont ihrer Zeit. Die in ihnen dargebotenen Deutungsmuster spiegeln die vielfältigen Entwicklungen der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts und machen sie zu einer wertvollen Quelle: Nationales Getöse, Hadern mit dem Schicksal, Ungewissheit, ideologische Linientreue, Rückzug in die Stille, distanzierte Beobachtung – eine große Vielfalt!

Die Klausuren offenbaren nicht nur, wie die Jugendlichen sich den Herausforderungen ihrer Zeit stellten, sondern sie zeigen auch, welche Erwartungen die Lehrer in Hinblick auf die gestellten Themen hatten.

Die Prüfungsunterlagen des Auguste-Viktoria-Lyzeums und der nachfolgenden Goethe-Schule sind seit Bestehen der Schule vollständig dokumentiert. Aus dem im Kriege zerstörten Rethel-Gymnasium liegen nur noch vereinzelt Arbeiten aus der Zeit vor 1945 vor, die Nachkriegsbestände sind dagegen ebenfalls vollständig.

Bei den ausgewählten Arbeiten handelt es sich überwiegend um den sogenannten „Besinnungsaufsatz“ im Fach Deutsch. Dieser wurde ausgehend von einer Themenfrage vom Prüfling frei, also ohne weiteres Material, verfasst. Dabei wurden neben germanistischen Themen auch historisch-politische, ethische, aber auch künstlerische oder erdkundliche Fragen gestellt.

Neben diesen Besinnungsaufsätzen wurden auch ein französischer Aufsatz, ein Protokoll einer mündlichen Prüfungen, sowie eine Prüfungsarbeit des dem Auguste-Viktoria-Lyzeum angeschlossenen Hortnerinnenseminar aufgenommen.

Die Transskription der Aufsätze bleibt nahe beim Manuskript. Orthographische und sprachliche Fehler wurden nicht verbessert, so dass das diesbezügliche Leistungsniveau der Prüflinge deutlich wird. Die inhaltlichen Korrekturen der Lehrkraft sind *kursiv* eingefügt. Orthographische Korrekturen wurden aber nicht übernommen.

Juni 2015
Martin Klein

Inhalt

1910	Deutscher Geist und deutscher Fleiß als Standortfaktoren der Nation	6
1910	Nationale Selbstvergewisserung in der Sprache des Gegners	10
1926	Zwietracht – Das Trauma der Deutschen	13
1926	Republikanischer Rückblick auf die Monarchie	17
1934	Die Freude der Kameradschaft	20
1934	Das Theater als Tempel der Propaganda	23
1936	Politische Kinderfeste	27
1937	Uta, die „weibliche Herrschernatur“	30
1937	Ein Genie hat es nicht leicht (aber es opfert sich gern.)	33
1937	Rassenbiologisch der Zukunft entgegen!	36
1948	Schweigen als National-Therapie	41
1948	Trümmer als Meditations-Anlass	45
1954	Lob der (wahren!) Weiblichkeit	48
1967	Die Probleme Lateinamerikas	52
1969	Etwas blasse Meditation über den Mut	53
1975	Welche Bildung brauchen wir? (Ein Klassiker)	56

1910 Deutscher Geist und deutscher Fleiß als Standortfaktoren der Nation

Fritz Faubel

Düsseldorf, den 17. Januar 1910

Deutscher Prüfungsaufsatz

Welche Vorzüge und welche Nachteile hat in wirtschaftlicher Beziehung die geographische Lage Deutschlands?

Ackerbau, Viehzucht, Handel und Industrie waren im antiken Staate und sind auch heute noch diejenigen Faktoren, von denen die Macht der Völker abhängt. Als Rom anfing, wirtschaftlich von seinen Provinzen abhängig zu werden, ging es mit seiner Macht zu Ende. Mehr noch sehen wir diese Erscheinung in der modernen Zeit ausgeprägt. Steht ein Volk wirtschaftlich auf der Höhe, so ist auch sein politischer Einfluß unverkennbar. Das beste Beispiel hierfür stellt sich uns in England dar; ohne verlustreiche Kriege hat es sich zum großen Teil dank seiner geschickten Wirtschaftspolitik die erste Stelle im Rate der Völker errungen. Aber in den letzten vierzig Jahren ist ihm in Deutschland ein mächtiger Gegner erwachsen. Dies ist umso verwunderlicher, als dieses Land während der letzten Jahrhunderte überhaupt keine Rolle von Bedeutung mehr spielte. Und so fragt man sich unwillkürlich, woher diese plötzliche Entwicklung komme.

Daß sie zum großen Teil auf der Schaffung des Deutschen Reiches beruht, ist ohne weiteres ersichtlich, denn erst um 1875 [*nach 1871*] beginnt der Aufschwung. Aber dieser Umstand kann nicht der alleinige Grund sein. Manche Staaten erringen politische Erfolge, ohne doch nur annähernd ein solches Anwachsen der wirtschaftlichen Bedeutung zu zeigen. Italien zum Beispiel einigte sich um dieselbe Zeit, und doch hält sich sein Handel und seine Industrie in verhältnismäßig bescheidenen Grenzen.

Es kommt bei Deutschland eben außer den politischen Ereignissen besonders die günstige geographische Lage in Betracht. Auf den ersten Blick zwar scheint es, als ob Deutschland von der Natur nicht gerade mit Vorzügen ausgestattet sei und somit [*nicht*] zu besonderer wirtschaftlicher Bedeutung bestimmt sei. Nach Süden hin trennt die gewaltige Alpenkette das

Reich von den Gebieten des Mittelmeeres und bietet dem Handel nach diesen Gegenden große Schwierigkeiten. Im Norden breitet sich ein weites Wattenmeer mit seinen unzähligen Riffen, Sandbänken und Inseln aus, das nur unter Anwendung der größten Vorsichtsmaßregeln schiffbar ist.

Dazu kommt noch, daß beide Meere, die Deutschland begrenzen, nur indirect mit dem Ocean zusammenhängen, und das Land somit eigentlich außerhalb der großen Welthandelsstraßen liegt. Die Ostsee kann man sogar vollkommen als Binnenmeer ansehen, das für den Handel nach fremden Erdteilen gar nicht in Betracht kommt.

Ein weiterer ungünstiger Umstand ist noch der, daß Deutschland rings umher von feindlichen Nachbarn umgeben ist, von denen es wirtschaftlich abhängig wäre, wenn es nicht geeinigt dastände und seinen Bestrebungen den nötigen Nachdruck verliehe.

Seit es diese Einigung vollzogen hat, ist es gerade die centrale Lage im Herzen Europas, die es in seinen Handelsbeziehungen so fördert. Alle die umliegenden Staaten sind mehr oder minder von ihm abhängig, da sie noch weniger wie das Deutsche Reich mit dem Ocean in Verbindung stehen. Rußland und Österreich besonders beziehen ihre Waren durch Deutschland, da sie sie auf diese Weise bequemer und billiger erhalten können als auf irgend einer sonstigen Zufahrtsstraße. So erhält Wien bedeutend mehr Güter über Hamburg als über Triest, denn die an und für sich schon kleine Seeküste in Istrien und Dalmatien wird noch durch hohe Gebirge von ihrem Hinterland getrennt. So ist Deutschland denn vielfach der Handelsvermittler seiner Nachbarn. Und gerade für den Durchgangsverkehr ist es besonders geeignet; der Anlage von Eisenbahnen stellen sich keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegen, und die tief ins Land hinein schiffbaren Flüsse stellen vorzügliche natürliche Verbindungswege dar. Wo die Natur nicht ausreichte, hat der deutsche Unternehmungsgeist Kanäle gebaut, sodaß ein ganzes Netz von Wasserstraßen das Land nach allen Richtungen durchzieht. Aus Rußland bringen die Weichsel und die Oder die Waren zur Ostsee, während die Nordsee mit dem Süden durch die Elbe und den Rhein in Verbindung steht. Selbst die Rheinmündung kann man mit vollem Rechte als wirtschaftlich zu Deutschland gehörig betrachten, denn der größte Teil des Antwerpener Kapitals [*Geldes*] zum Beispiel befindet sich in deutschen Händen. Aber nicht nur dem Durchgangsverkehr dienen alle diese Wasser-

straßen; sie erschließen zugleich dem Binnenhandel gute Verkehrswege. Er, der besonders zur wirtschaftlichen Stärkung eines Landes beiträgt, hat sich im Deutschen Reich ungewöhnlich schnell entwickelt. Dies hängt damit zusammen, daß das Land zwischen Rhein und Memel in zahlreiche, einzelne Wirtschaftsgebiete zerfällt, die von einander abhängig sind und deshalb einen starken Binnenhandel treiben müssen. Die Industrieerzeugnisse der einen Landschaft werden gegen die Produkte des Ackerbaus und der Gartenkultur der anderen eingetauscht.

Dabei ist Deutschland in der glücklichen Lage, den größten Teil seiner Nahrungsmittel aus dem eigenen Lande beziehen zu können, sodaß es nur mit 15 Prozent vom Auslande in dieser Beziehung abhängig ist.

Es beruht dies darauf, daß der Boden nur zu einem sehr geringen Teile nicht anbaufähig ist, was wiederum mit dem Mittelgebirgscharakter des Landes zusammenhängt. Diese Mittelgebirge, die zugleich die Grenzen der einzelnen Wirtschaftsgebiete bilden, übersteigen selten eine Höhe von 1000 Metern, sodaß Landwirtschaft in ihnen immer noch mit Erfolg betrieben werden kann. Wo dies nicht möglich ist, hat man es mit anderen Mitteln versucht, dem Boden etwas abzugewinnen. So liefern die Täler der Saar, der Mosel und des Rheins die besten Weine in Europa. Obst- und Gartenbau blühen in der oberrheinischen Tiefebene, und nur sehr wenige Gebiete gibt es, die die Natur so vernachlässigt hat, daß sie gar nichts hervorbringen.

Günstig für die Landwirtschaft ist es auch, daß sich die Industrie nicht über das ganze Land verbreitet, sondern sich auf bestimmte Bezirke beschränkt. Dieses hängt auch wieder mit den natürlichen Verhältnissen zusammen. In der Nähe der großen Erz- und Kohlenlager haben sich gewaltige Industriezentren gebildet, deren gewaltiger Entwicklung vor allem in den letzten Jahrzehnten der riesenhafte Aufschwung des gesamten wirtschaftlichen Lebens zu verdanken ist. Die Verkehrsbedingungen für die deutschen Werke waren aber auch äußerst günstig. Wenn die heimischen Rohstoffe nicht ausreichen, können auf dem Wasserwege bequem fremde herbeigeschafft werden, um auf demselben Wege verarbeitet auf den Weltmarkt zurückzukehren. Mächtige Binnenhäfen haben sich in Mannheim und Ruhrort gebildet, die vor allem für die westlichen Gebiete in Betracht kommen, während Hamburg und Bremen die Ausfuhr aus den sächsischen und den schlesischen Bezirken übernehmen.

Produkte der deutschen Industrie zusammen mit den Waren des Durchgangsverkehrs haben einen großartigen Aufschwung der deutschen Seeschifffahrt herbeigeführt, sodaß unsere Handelsflotte jetzt die zweite Stelle in der Welt einnimmt.

Aber angestrengte Arbeit wird vom deutschen Volke verlangt, wenn es sich seinem Rang im Wettkampfe der Völker bewahren will. Die Lage Deutschlands in der gemäßigten Zone sichert ihm wohl ein gesundes Klima und einen ertragreichen Boden; aber die sorgsamste Pflege des Landes wird andererseits durch die stark nördliche Lage des Reiches verlangt. Wenn das deutsche Volk in seiner ernstesten, strebsamen Arbeit verharrt, wird die Gunst der Verhältnisse ihm vielleicht auch einmal auf wirtschaftlichem Gebiete den ersten Platz sichern. Was die deutschen Waffen im blutigen Kampfe errungen haben, das möge der deutsche Geist und der deutsche Fleiß zu einem herrlichen Ende bringen!

Neben der erschöpfenden Behandlung des Themas treten als Vorzüge der Arbeit besonders die Geschlossenheit und Klarheit des Gedankenganges und die anerkennenswerte Gewandtheit im Ausdruck hervor. Die Schrift ist befriedigend.

Sehr gut

Die Klassenleistungen waren überwiegend sehr gut. In einer Arbeit behandelte er als selbst gewähltes Thema: „Der alte Goethe und seine Gespräche mit Eckermann.“

Dr. Lennich, Oberlehrer

1910 Nationale Selbstvergewisserung in der Sprache des Gegners

Heinrich Debus

Düsseldorf, den 21. Januar 1910

Französischer Prüfungsaufsatz.

Que vous rappellent les deux mots: Jéna et Sedan?

Dans notre histoire prussienne et allemand nous connaissons surtout deux grandes périodes, qui sont également importantes pour le développement de notre patrie, quoique, quant à la position de la Prusse et de l'Allemagne, elles sont contraires l'une à l'autre. Ces deux périodes, celle de la débacle de 1806/07 et celle de la guerre franco-allemande sont attachées aux noms de deux grandes batailles: Jéna et Sedan.

Il y a environ cent ans que Napoléon I^{er}, le Corse, mit tout le monde en terreur; tous les peuples le craignaient et tous furent vaincus et soumis par l'impétuosité de son génie. Ce génie consistait non seulement du talent d'amener les soldats à la victoire, mais aussi d'une éminente habileté diplomatique. Avilir la Prusse et puis la démolir, c'était la pensée de l'empereur des Français et en effet, il réussit à l'exécuter. Aus dépens de l'autorité que la Prusse avait acquise sous Frederic le Grand, le traité de Schönbrunn fut conclu pour maintenir la paix, mais en vain, car après avoir avili la Prusse Napoléon commença à la démolir. Au moyen de ses vexations il força Frederic Guillaume III de déclarer la guerre à la France. Dès ce moment la Prusse était perdue.

Peu de jours après la déclaration de la guerre le grand désastre d'Jéna eut lieu. La bataille commença au point du jour, pendant qu'un brouillard épais courrait les champs. Napoléon lui même se trouvait à la tête de son armée; son adressaire était le général Hohenlohe, commandant d'une plus faible armée que celle de Napoléon. Quand au début de la bataille Lannes fut forcé de se retirer, le combat fut renouvelé par le général Ney. Les Français parvinrent à tourner les Prussiens et dans ce moment Napoléon compit le centre, de notre armée, dont un grand nombre des régiments prit la fuite dans le plus grand désordre. Telle était la terrible dérouté d'Jéna. Au même temps

une tragédie ressemblante fut jouée à Auerstedt; les Français y restèrent aussi vainqueurs. Déjà un mois plus tard Napoléon, qui entraînait toujours la victoire avec lui, fit une entrée triomphale à Berlin, où il fut accueilli sous la plus grande joie de la population. C'était une honte qu'on avait oublié que chaque Prussien appartenait à la célèbre monarchie de Frédéric le Grand, mais néanmoins il fallait de ce grand malheur pour préparer la renaissance du peuple et de l'Etat prussien. En effet la domination de Napoléon n'était pas de longue durée, pourtant l'empire allemand que la Corse avait détruit, ne s'élèverait plus; il avait fini d'exister pour les soixante-sept ans suivants.

Exoriant aliquis nostris ex ossibus ultor, ce mot de Vigil, répété par le Grand Electeur, fut le plus grand désir des tous les patriotes enthousiastes. Ce désir devait être rempli dans la personne de notre grand empereur Guillaume I^{er}. Ce grand prince avait aussi à combattre contre un Napoléon, descendant de Napoléon I^{er}. Après s'être fait empereur de France Napoléon III tenta de maintenir son pouvoir par des guerres victorieuses. Pour ce but il vexa la Prusse si long temps jusqu'à ce que le roi Guillaume se vit forcé de déclarer la guerre à la France. A Paris on pourrait entendre tous les jours des cris: „A Berlin, à Berlin!“ , mais cette fois les Français se trompèrent, car bientôt les cris furent changés de notre côté en „A Paris, à Paris!“ Déjà les premières batailles laissaient prévoir que les Prussiens, on mieux les Allemands, seraient vainqueurs. Successivement les armées françaises furent battues: à Weissenburg, à Woerth et à Spickeren; le maréchal Bazaine fut cerné dans la grande forteresse de Metz, enfin MacMahon et – l'empereur Napoléon III durent capituler avec une très grande armée à Sedan. Le 1^{er} septembre 1870 une sanglante bataille s'engagea près de ce lieu, et le soir les Français se virent obligés de se retirer dans la petite ville et forteresse de Sedan. Le lendemain la forteresse se rendit, mais personne ne pensait que l'empereur Napoléon lui-même était fait captif.

C'était peut-être le plus beau moment de toute la guerre quand le roi Guillaume reçut la lettre de Napoléon, dans laquelle il avait écrit qu'il mettait son épée aux mains de son adressaire, parce qu'il ne lui était pas permis de tomber au combat à la tête de son armée. Dans cet instant il ne s'agit pas de vengeance pour Sadowa, mais pour – Jéna et pour le 6 août 1806, où Franz [François] II déposait sa couronne impériale. Ainsi la conséquence d'Jéna de Sedan fut l'acte de Versailles, où le roi Guillaume de Prusse fut couronné

empereur. Dès ce temps nous nous appelons „Allemands“ avec de bon droit et nous sommes fiers de notre pouvoir, de notre empire et de notre empereur. Pour tous les patriots le 2 septembre, jour de Sedan, est une fête, qui nous rappelle les combats victorieux de 1870/71. Mais néanmoins le jour d'Jéna n'a pas perdu son importance pour nous, car nous savons très bien que ce jour a préparé la renaissance de la Prusse. Ainsi les deux mots Jéna et Sedan nous rappellent surtout le proverbe ancien: A travers le combat à la victoire!

Debus hat sich nicht darauf beschränkt, den geschichtlichen Verlauf der Schlachten bei Jena und Sedan zu erzählen. Er hat das Thema allgemein gefaßt. Die Arbeit ist als sehr gut zu bezeichnen, da sie fließenden französischen Ausdruck zeigt.

Sehr gut

Die Klassenleistungen der letzten Jahre waren immer gut bis sehr gut.

Prof. Korff.

O I kg.b.

Düsseldorf, den 10. Februar 1926

Friedrich Bagel

Deutsche Prüfungsarbeit

Der deutsche Einheitsgedanke im Lauf der Jahrhunderte

Gliederung:

- a. Die Eigenart der Germanen: Uneinigkeit
- b. Der deutsche Einheitsgedanke im Laufe der Jahrhunderte
- c. Die „Deutsche Einheit“ in unserer Zeit [*Dieser Schluß ist verfehlt, denn was Bagel hier ausführen will, gehört noch zum Hauptteil!*]

A) Tacitus berichtet uns in seinen Annalen: „Ein hervorstechender Zug der Germanen ist ihre Zwietracht untereinander“, und Kaiser Tiberius rät seinem Stiefsohn [*Neffen!*] Germanicus: „Überlasse die Germanen ihren eigenen Streitigkeiten, dadurch werden sie zersplittern und können Rom nicht gefährlich werden.“ In allen Berichten über Germanien ist besonders auf die innere Zwietracht und Zerissenheit der Germanen hingewiesen. In der damaligen Zeit dachte und konnte auch kein Mensch an ein einiges Deutschland denken.

B) Der Erste, dem es gelang, die Germanen [*Der Begriff ist viel zu weit*] unter einen Hut zu bringen, war Karl der Große. Er beanspruchte aber nicht ein „deutscher“ Kaiser zu sein, sondern er strebte danach ein Nachfolger der römischen Imperatoren zu werden und Europa zu beherrschen. Dieses Verlangen nach Macht zeigte sich in weit größerem Maßstab bei seinen Nachfolgern. [*Hier hätte unbedingt auf die ganz anders geartete (wirklich nationale!) Politik Heinrichs I. hingewiesen werden müssen!*]

Die deutschen Kaiser versuchten durch ihre Italienzüge Macht über das Papsttum zu bekommen und so Herrscher des Abendlandes zu werden. In ihrer deutschen Heimat war Uneinigkeit wie noch nie. Einzelne Territorialfürsten waren zu Macht und Ansehen gelangt und befahdeten sich untereinander. [*Wo kamen denn die Territorialfürsten auf einmal her?*]

Im Mittelalter und in der Neuzeit, bis in das 18. Jahrhundert hinein, machte die deutsche Einheitsbewegung keine Fortschritte, nein es gab sogar überhaupt keine Einheitsbestrebung. *[Und was bedeutete die Hoffnung des Volkes auf ein Wiedererwachen Kaiser Rotbarts?]* Dem Namen nach war man allerdings geeint; man stand unter dem Kaiser von Oesterreich *[Einen solchen gab es erst seit 1804 (bzw. 1806)!]*, in Wirklichkeit schaltete und waltete jeder Fürst *[welcher Fürst?]* nach seinem Belieben und kümmerte sich nicht um die Meinung des Kaisers. Und als Friedrich der Große Kriege gegen das Haus Habsburg führte, hoffte wohl keiner in Deutschland auf nationale Einigung. *[Aber der Fürstenbund des Jahres 1785?]*

Erst durch die französische Revolution besannen sich die Völker auf ihr Ich und versuchten Verfassungen zu erlangen. In Deutschland *[und Italien]* verband sich dies Verlangen mit dem Streben nach nationaler Einheit.

Der Freiherr vom und zum Stein hatte wohl als erster erkannt, daß Preußen als Nachfolger Oesterreichs bestimmt war, der Führer Deutschlands zu werden. Das nationale Bewußtsein hob sich durch die Siege über Napoleon, und die wahren Patrioten in Deutschland hofften auf den Wiener Kongress und wünschten, daß hier ein einiges starkes Vaterland erstehen würde. Alle Hoffnungen gingen zu Schanden, die Mächte stritten sich um die Beute; die deutsche Frage wurde nicht berührt. Preußen erhielt die Rheinprovinz, Westfalen, Posen und einen Teil Sachsens und konnte nun neu gestärkt in den Kampf *[mit wem?]* um die Herrschaft ziehen.

Auf dem Wiener Kongress hatte man den Deutschen Bund gegründet. Die Vertreter 39 deutscher Länder zogen in Frankfurt ein und wollten von hier aus die Geschicke Deutschlands lenken. Nicht nur Deutsche, sondern auch Ausländer saßen im Bund. So der Vertreter Englands für Hannover und der Vertreter der Niederlande für Luxemburg. *[Dänemark für Holstein und Lauenburg!]*

Während der nächsten Jahre konnte man keine Fortschritte in der Deutschen Frage verzeichnen. Der erste Schritt zur Einigung war 1833, der deutsche Zollverein. *[Die Gründung des D.Z. im Jahre 1834!]* Die Zollschranken zwischen den einzelnen Staaten in Deutschland fielen. Die wirtschaftliche Einigung war da.

Die französische Februarrevolution von 1848 rüttelte die Völker aus ihrer politischen Gleichgültigkeit auf. *[Davon kann keine Rede sein! Wohl trugen*

die französischen Revolutionen 1830 und 1848 dazu bei, die Gemüter noch mehr zu erhitzten!] In beiden Staaten *[in welchen?]* kam es zum Aufruhr. Bald wurde aber wieder Ruhe geschaffen. *[Diese Bemerkung gehört nicht an diese Stelle!]* Außerdem tat die Begeisterung für Schleswig-Holstein das ihrige, um die langsam wieder eingeschlummerten Gemüter der Deutschen aufzurütteln. Damit die Einheitsfrage endlich geregelt würde, berief man *[wer?]* nach Frankfurt die Deutsche Nationalversammlung. Die gelehrten Köpfe Deutschlands waren hier versammelt; aus diesem Grunde wurde das Parlament scherzhaft Professorenparlament genannt. Die Zahl der Stimmen teilte sich in die Partei der Klein- und die Partei der Großdeutschen. Die Kleindeutschen wollten ein einiges Deutschland mit Ausschluss Oesterreichs und unter Führung Preußens; die Großdeutschen einen Staatenbund unter Oesterreichs Führung. Nach langem Beraten behielten die Kleindeutschen die Oberhand und boten Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die Kaiserkrone an. Dieser lebte aber in veralteten Anschauungen und meinte, er könne eine Krone, die nicht von den Fürsten, sondern vom Volk ihm angeboten wäre nicht annehmen; er lehnte ab.

Alle Bemühungen waren vergebens gewesen. Das nächste Jahr ergriff Preußen die Initiative und lud die Vertreter der nord- und mitteldeutschen Staaten nach Erfurt *[ein]*. Oesterreich und Rußland sahen aber Gefahr in dieser Zusammenkunft und drohten mit Krieg. Außerdem hatte Preußen in Hessen, wo ein absoluter Herrscher dem Volke die Verfassung wieder entreißen wollte, zu Gunsten des Volkes eingegriffen. Dies gefiel dem reaktionären Oesterreich nicht, und auch aus diesem Grunde ging der oesterreichische Staatsmann Metternich gegen Preußen vor und verlangte sofortige Auflösung des Erfurter Parlaments, außerdem mit Hilfe der „Bundesexekution“ in Hessen die Ruhe wieder herstellen zu lassen. In Olmütz unterwarf sich Preußen dem Willen Oesterreichs. 1851 wurde der Deutsche Bund zu Frankfurt und damit das Verhältnis der deutschen Staaten *[zueinander]* von 1815 in unveränderter Form wieder hergestellt.

Das Verhältnis zwischen Preußen und Oesterreich spitzte sich mehr und mehr zu. Obwohl die beiden Staaten 1861 noch gemeinsam gegen Dänemark gefochten hatten, kam es 1866 zum Krieg. Zum Staunen der Welt wurde Oesterreich in kurzem besiegt; Preußen hatte den Sieg über seinen Nebenbuhler davongetragen. Die Friedensbedingungen waren auf Anraten Bis-

marcks glimpflich und dadurch hatte sich Preußen Oesterreich nicht zum ewigen Feind gemacht. In den folgenden Jahren hatte Preußen genug damit zu tun, die ehemaligen Gegner wieder zu Freunden zu machen und konnte deshalb nicht an die Deutsche Frage denken.

Der vorbildlichen Politik Bismarcks gelang es die norddeutschen Staaten unter Preußens Führung im Norddeutschen Bund zu vereinigen.

Daß die Handlungsweise, die Freundschaft der ehemaligen Feinde wiederzugewinnen, richtig war, erwies sich im deutsch-französischen Krieg. Die gesamten süddeutschen Staaten traten, zum Erstaunen und Ärger Frankreichs, auf *[die]* Seite Preußens, und so war es ein verhältnismäßig Leichtes Napoleon niederzuringen.

Endlich wurde der Traum der Besten im deutschen Volke Wahrheit. Ein einiges Deutsches Reich entstand. Im Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles boten die Fürsten Deutschlands (Friedrich) Wilhelm I. von Preußen, unter Zustimmung des gesamten Volkes, die Kaiserkrone an.

C) Wie steht es nun heute mit der deutschen Einheit? Man kann ruhig sagen, als Staatenbund *[Bundesstaat!!]* steht Deutschland fest da. Trotz den Wirren des Krieges, trotz den Stürmen der Revolution und trotz den Bemühungen einiger Landesverräter hat das deutsche Volk fest zusammengehalten. In politischer Hinsicht *[Bagel will sagen: Innerlich]* zwar ist das Volk zerrissen und gerade wie vor 2000 Jahren die Germanen, bekämpfen sich heutzutage noch die Deutschen untereinander.

Bagel sollte den deutschen Einheitsgedanken „im Lauf der Jahrhunderte“, nicht nur im 10. Jahrhundert behandeln. Das Mittelalter und die ersten Jahrhunderte der Neuzeit sind jedoch so dürftig weggekommen, dass der Aufsatz, vom Standpunkt des Historikers aus betrachtet, als recht mäßig bezeichnet werden müsste. Da jedoch das 19. Jahrhundert immerhin eingehend behandelt ist und auch die Darstellung im allgemeinen befriedigt, kann die Arbeit als „deutscher Aufsatz“ mit genügend bewertet werden.

[Unterschrift unleserlich]
Jahresleistung: gut

1926 Republikanischer Rückblick auf die Monarchie

Beim Vergleich der Verfassungen fällt die nüchterne Sprache und die Auswahl der Vergleichspunkte auf... (Aber der Lehrer war zufrieden.)

Agnes Adams

Düsseldorf, den 28.1.1926

Welche grundlegende Umgestaltung erfährt das von Bismarck gegründete deutsche Reich durch die Weimarer Verfassung?

Die Einleitungsformel der Weimarer Verfassung lautet: „Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen ... hat sich diese Verfassung gegeben“ (Art 1 u. 181.) In der Verfassung von 1871 heißt es: „Die deutschen Fürsten schließen einen Bund. 1871 ging also die Umgestaltung von der Regierung aus. – Natürlich suchten dann auch die Fürsten ihre eigenen Interessen in möglichst großem Umfang zu wahren, vielleicht sogar noch auszudehnen. Die Folge davon war eine Regierung auf föderalistischer Grundlage. Das Bismarcksche Reich hatte den Charakter des Bundesstaates. Die Interessen der Länder wurden durch den Bundesrat vertreten. Dieser bestand also aus Vertretern der Einzelregierungen, von diesen selbst gewählt. Der Bundesrat war gleichberechtigt dem Reichstag, der Volksvertretung, hervorgegangen aus allgemeinen, direkten, geheimen Wahlen, ja, der Bundesrat hatte sogar noch mehr Rechte als der Reichstag. Also waren im Bismarckschen Reich die Länder sehr stark, u. zwar auf Kosten des Kaisers. – Wie die Weimarer Verfassung ergibt, ging die Umgestaltung des Reiches vom Volke aus, die neue Verfassung hat also demokratische Grundlage. Die Interessen des Volkes werden in der Regierung vertreten 1. Durch den Reichstag, der derselbe geblieben ist, wie im Bismarckschen Reich, nämlich Volksvertretung, aus allgemeinen, direkten, geheimen Wahlen hervorgegangen, 2. Durch den Reichsrat, bestehend aus Vertretern der einzelnen Länder, aber vom Volke gewählt durch allgemeine, direkte, geheime Wahlen. An Stelle des Bundesrates ist also der Reichsrat getreten. Aber der Reichsrat hat gegenüber dem Bundesrat an Rechten eingebüßt. Bei der Gesetzgebung spielt er nur eine sehr mäßige Rolle: 1. Fall: Der Reichstag hat ein Gesetz angenommen, der Reichsrat lehnt es ab, das Gesetz kommt wieder vor den Reichsrat, dieser nimmt es mit einfacher Stimmenmehrheit an, dann lässt der Reichspräsident

entweder das Gesetz fallen, oder er führt einen Volksentscheid herbei; in den meisten Fällen wird das Gesetz nicht durchkommen. 2. Fall: Der Reichstag hat das Gesetz angenommen, der Reichsrat abgelehnt, es kommt wieder vor den Reichstag, der es mit 2/3-Mehrheit annimmt; dann muß der Reichspräsident entweder das Gesetz unterschreiben oder Volksentscheid herbeiführen; das Wahrscheinlichere ist, dass der Präsident unterschreibt. Im 1. Fall hat der Reichspräsident das Zustandekommen des Gesetzes verhindert, im 2. Fall aber spielt er nur eine sehr mäßige Rolle. Der Reichstag kann also auch ohne den Reichsrat ein Gesetz durchbringen. So hat der Reichsrat gegenüber dem Bundesrat sehr viel an Macht eingebüßt. Die Folge dieser Regierungsform ist, daß die Interessen der einzelnen Länder zurücktreten müssen vor den Interessen des gesamten deutschen Reiches; das jetzige Reich ist also mehr Einheitsstaat, wogegen es nach der Bismarckschen Verfassung Bundesstaat war. Will sich zum Beispiel ein Land vom deutschen Reich lösen, so kann die Entscheidung durch Volksabstimmung herbeigeführt werden. Das Verhältnis des Reiches zu den Ländern kommt in der Gesetzgebung zum Ausdruck. Art. 7 der Reichsverfassung gibt die Gesetze an, die das Reich zu geben hat, z.B.: das bürgerliche Recht, das Strafrecht, Maß- und Gewichtswesen u.s.w. Ausschließliche Gesetzgebung hat es über die Beziehungen zum Ausland, das Kolonialwesen, die Staatszugehörigkeit u.s.w. (Art. 6) Art 10 gibt die Länderrechte bei der Gesetzgebung an. Aber: Reichsrecht bricht Landesrecht (Art. 13) Nur wenn das Reich von dem Recht der Gesetzgebung keinen Gebrauch macht, können es die Länder (Art. 12). Das Bismarcksche Reich hatte eine monarchisch-konstitutionelle Regierungsform. An der Spitze stand der deutsche Kaiser u. zwar war die Zentralgewalt erblich. Nach der Weimar.Verf. steht an der Spitze des Reiches der Reichspräsident, vom ganzen Volk gewählt, durch allgemeine, direkte, geheime Wahlen. Er hat das Reich völkerrechtlich zu vertreten, Bündnisse und Verträge mit fremden Staaten bedürfen der Zustimmung des Reichstages, wogegen der Kaiser im Bism. Reich selbstständig Bündnisse und Verträge schließen konnte. Seine Person ist unverletzlich, aber der Reichspräsident kann vor Gericht gestellt werden. So ist das Reich seit der Weim. Verfassung viel mehr auf dem Wege zum Einheitsstaat als im Bism. Reich.

Die wichtigsten Punkte werden angemessen behandelt und die Unterschiede gut herausgestellt.

Gut

11.2. Unterschrift unleserlich

1934 Die Freude der Kameradschaft

Ob der Prüfling nach Ableistung des Arbeitsdienstes auch noch so euphorisch war?

Deutsche Prüfungsarbeit

Düsseldorf, den 6.2.1934

Walter Klein

Was will der Arbeitsdienst?

Es gibt in Deutschland zahlreiche Pessimisten, die sich in den Mantel der Wissenschaft [*Was ist dabei Wissenschaft?*] hüllen und sagen: Seht doch, diese Bewegung des Arbeitsdienstes, hat einen durchaus materiellen Hintergrund! Sie ist geboren aus der Verzweiflung und der Not von Millionen Menschen, die zur Untätigkeit verdammt sind, und die nun in irgend einer Form zur Tätigkeit drängen. Spürt ihr, fahren sie fort, daß ihr nichts anderes betreibt, als den Versuch, aus einer Not eine Tugend zu machen, indem ihr nach einer idealistischen Triebkraft forscht in einer Sache, wo nur der materielle Gesichtspunkt herrscht?

– Wenn man die Bewegung äußerlich betrachtet, könnte man dem fast beistimmen. –

– Ja, die Arbeitsdienstbewegung ist ein Kind der Not. – Aber blättert doch einmal in dem Buch der Geschichte! Sind nicht alle großen Bewegungen der Menschheit [*Übertreibung*], alle großen Wendungen aus der Not hervorgegangen?! – Niemals hat sich die Umkehr einer Nation, die entschlossene Hinwendung zu einem neuen Ethos und zu einer neuen Lebensform anders vollzogen, als unter dem Druck der Not, der äußeren und der inneren, der materiellen und der seelischen? [.]

– Sechs Millionen Menschen der amtlichen Statistik schreien nach Arbeit, schreien nach Brot, schreien nach einem Dasein [*Bild*], welches sie [*ihnen*] wieder zum Bewußtsein bringt, daß sie Deutsche sind. Einundeinhalb Millionen unter ihnen sind noch nicht 25 Jahre alt. Ihre Jugend war Hunger und Elend, ihre Zukunft erscheint trostlos und dunkel. Seit ihrer Schulentlassung haben sie noch nicht eine Stunde lang gearbeitet. Sie lagen buchstäblich auf der Straße und die Straße frißt sie [*Bild*]: langsamer, zermürbender, gemeiner, erbärmlicher als selbst die stumpfste Materialschlacht den Menschen fraß. – Alle Jugendgefängnisse, alle Fürsorgeanstalten, alle Erziehungshäu-

ser waren überfüllt. *[Ordnung!]* –

– Soll uns dasselbe Los ereilen? – Sollen unsere kraftstrotzenden jungen Körper elendisch *[elendig]* versiechen? – Sollen wir sittlich verkommen? –

– Nein und nochmals nein!! – Wir müssen eine Aufgabe finden, die uns wieder einen neuen Lebensinhalt und ein Ziel, einen neuen Wert vermittelt.

– Und wo erreichen wir vollkommen diese bewußte Umstellung, auf eine neue Lebenshaltung, wo werden wir von einem neuen Ethos so ergriffen, und wo wird in uns die unmittelbare Beziehung zwischen Erde, Mensch und Arbeit besser gefestigt als im Arbeitsdienst?! –

– Wir haben die Ehrlichkeit der Arbeit eingeübt. Wir haben es dahin gebracht, daß die Arbeit in ihrer Bewertung sich genau so schied, wie die sozialen Schichten und Klassen. – *[unklar!]*

– Wir müssen den klaffenden Zwiespalt zwischen Arbeit und Arbeitslosenehend, zwischen Acker und Fabrik, zwischen Besitz und Nichtbesitz *[kein Gegens. Wie die ff. Ausdr.]*, zwischen Kopf und Hand überwinden. Wir wollen Seite an Seite mit unseren Altersgenossen anderer Stände Arbeiten und Erleben. Wir werden in der Gemeinschaft Kameraden der Arbeit und des Erlebens werden. Denn es ist eine Eigenschaft des Deutschen als rassisches Merkmal, daß seine Kräfte zum Schaffen und zur Hingabe sich dann erheben, wenn er in einer Gemeinschaft zusammengefaßt ist. – Der hier entstehende Gemeinwille, die Kameradschaftlichkeit, wird die mächtige Antriebskraft zum Einsatz der Kraft des einzelnen sein.

– Und das neue Deutschland braucht die Kraft eines jeden, dessen sind wir uns bewußt. – Wir wollen kein geruhames Leben, wir wollen arbeiten, wir wollen dienen, wir wollen unser Schaffen *[(unser) schaffen]* und wir werden, wenn es sein soll unser Leben opfern für unser heißgeliebtes Volk. – Und unsere Zukunft mag sich gestalten unter dem Dreigestirn – Arbeit – Glaube und Freiheit! *[Nur „Arbeit“ ist als Leitstern mit dem Aufsatz innerlich verbunden.]*

Die kurze gefühlsbetonte, nicht logisch entwickelnde Arbeit kommt nicht zu einer bündigen Antwort auf die Frage d. Themas. Die Behandlung des Stoffes ist ungleichmäßig; die sich spreizende Einleitung ist länger als der Hauptteil. Mit dem Thema selbst befaßt sich nur eine Spalte.

Die lebendige Sprache ist die einer Rede, nicht immer Abhandlung. Sie wirkt gelegentlich affektiert. („Wir müssen eine Aufgabe finden ...“). Das Substantiv u. die Substantivierung herrscht. Von sonstigen bemerkenswerten Mängeln ist sie fast frei. (Gr.)

Die Zeichensetzung ist unsicher.

*Die Arbeit gibt sich äußerlich und stilistisch als gleichmäßig durchgeführt, wenn auch nicht recht angebrachter Versuch. Sie kann daher als
genügend*

bezeichnet werden.

Klassenleistung: 3

Unterschrift unleserlich (Leufer?), Studienrat.

Düsseldorf, den 6.2.1934

Deutsche Prüfungsarbeit

Hanns Schlüter

Was bedeutet die Schaubühne in unserem Staat?

Wenn wir gerade heute nach den Aufgaben des Staates gefragt werden [*der Schaubühne!*], liegt noch eine andere Frage nahe: „Welche Aufgaben hat das Theater im vorigen Staat gehabt, und wie hat es diese Aufgabe erfüllt?“ Leider muß dann geantwortet werden, daß man diese Aufgaben verkannt hat, und es ist bezeichnend hierfür, wenn man den Spielplan der Berliner Theater am Abend des Waffenstillstandstages durchsieht. In dieser ernsten schicksalsschweren Zeit stürzte sich der Berliner Theaterbesucher in eine Flut [*Bild!*] von Stücken leichter und seichter Natur, die nur auf fehlendes Gefühl für den Ernst der Lage schließen laßen. Hier hatte die Schaubühne vollkommen versagt.

In der Welt der Griechen hatten die Festspiele zu Ehren des Gottes Dionysos und später die Tragödien die Aufgabe, den Menschen ein Gefühl zu geben für die Macht der Götter, aber auch für die Unvollkommenheit der Menschen, um diese so zur Verehrung der Überirdischen zu zwingen. Die Götter wurden so zu der Macht, die das Gute belohnen und das Böse bestrafen kann. [*Diese Auffassung ist irrig!*]

Dieselbe Aufgabe hatten die Mysterien- und Passionsspiele der Kirche. Aber die Verweltlichung des Stoffes ließ diese Spiele bis zur Hanswurstiade herabsinken. [*Die innere Beziehung zum Thema fehlt: Ohne Weltanschauung keine Schaubühne!*] Dann aber führt der Weg der Schaubühne wieder aufwärts von den Dichtungen eines Hans Sachs über Goethe und Schiller in unsere Zeit.

Es ist damit aber nicht gesagt, daß das Theater sich in einer Linie aufwärts entwickelt hat. Höhepunkte und zeitweise Tiefstände hat es immer gegeben. Ein solcher Tiefstand war die Zeit vor und nach dem Kriege. [*Die Bemerkung über den Berliner Spielplan paßt besser hierher.*] Die Dichter verkauf-

ten Spreu für Weizen und oberflächliche Phantastereien für tiefstes Empfinden. *[Beispiele!]*

Die straffe Führung der neuen Regierung hat sich im Theaterleben bemerkbar gemacht. Die Bühne hat ihre Aufgabe als Schauplatz und Tempel der Nation wiederbekommen. Die politische Führung ist also wieder die Voraussetzung für den Wirkungskreis und für neues Aufleben der Kunst geworden. *[„Wieder“ bezieht sich hier – schief – auf das religiös gebundene Theater der Griechen.]*

Der Staat darf als Schutzherr und Förderer der Bühne in ihr nur eine Tendenz haben, die Beziehung zum Volk. *[und zum Helden deutscher Art!]* Er muß das Volk nach diesem Tiefstand sich wieder auf die Größe seiner Vergangenheit, auf die Taten seiner Vorfahren, auf die Leistungen seiner Besten im Kriege, in der Wirtschaft, Wissenschaft und in der Kunst besinnen lassen. Der Dichter soll der vom Staat beauftragte Priester sein, der seiner Gemeinde alles Erhabene und Erhebende zeigt, und sie zu hohen Zielen und Idealen führt. Der Verfasser eines Kunstwerkes muß in allem unmerklich das Sprachrohr des Staates sein. In der Schaubühne muß die Zeit, in der wir leben, erfaßt und begriffen werden, sie darf nicht hingenommen werden als ein notwendiges Übel, sondern der Dichter muß in seinem Werk unser Zeitalter so schildern, daß die Nachwelt mit Bewundern auf uns sieht. *[Daß wir mit Bewunderung auf unsere Zeit sehen. (!)]* Unsere Nachfahren müssen sagen können: „So war es damals, so waren unsere Vorfahren. Es hätte Wert gehabt in ihrer Zeit zu leben.“ Die Schaubühne soll anregen nachzuleben, dann hat sie schon den größten Teil ihrer Aufgabe erfüllt. Ein Bühnenwerk unserer Tage muß für uns Kunst sein. *[Verdichtung des Zeitgeschehens, Herausstellen des Erhabenen?]* Ich denke an „Schlageter“ oder „Ewiges Volk“, während es für unsere Nachkommen Zeit sein muß, wie es heute Schillers „Tell“ für uns ist. *[Der hier künstlich gebildete Gegensatz zwischen „Kunst“ und „Zeit“ wird in der Gegenwärtigkeit des Schauspiels aufgehoben.]*

Für den Staat ist es eine lebenswichtige Aufgabe, das Volk zur Bühne zu führen. Es hat aufgehört, daß das Theater der Sammelpunkt für eine Kaste wird, die nur ins Theater geht, um ihre Kleider zu zeigen. Das ganze Volk soll sich im Tempel der Kunst einfinden, ebenso wie es bei den griechischen Festspielen war, wo der Lastträger neben dem Archonten saß. Auch darf es

nicht angehen, daß man Stücke auf die Bühne bringt mit dem Vermerk: „Für Jugendliche verboten.“ Gerade die Jugend soll doch ins Theater, muß durch die Schaubühne angeregt werden, Großes zu leisten und vor dem Erhabenen Achtung und Ehrfurcht zu haben. Der junge Mensch muß sehen, daß das Leben steten Kampf bedeutet und vor allen Dingen, daß er kämpfen muß.

In unserer Schaubühne muß sich die Seele des Volkes widerspiegeln. Sie muß den Charakter eines Volksstammes, ja der ganzen Nation zeigen, im Großen wie im Kleinen. Der Mensch der Ebene muß mit dem Menschen der Berge fühlen: Hier ist unser Deutschland, hier ist unser Heiligtum! Der Westen muß den Osten und der Norden den Süden die Bruderhand reichen. Jeder soll die Leiden und Freuden des Bruders miterleben. Es muß sich jeder von uns sagen können: Das bist du, das bin ich. Ich fühle mit dir, Arbeiter, wie du für die Deinen schaffst, mit dir Kaufmann, der du im Kampfe stehst mit der übrigen Welt, und mit dir, du Mann der Wissenschaft, der du hoffst, deinem Volke eine lebenswichtige Erfindung zu bringen und du Mutter, die du durch deiner Hände Arbeit das Brot für deine Kinder schaffst. *[Die angeführten Stoffe entsprechen wenig dem Wesen des Dramas! Am Schluß der Arbeit besser: Das Hohe und Erhabene.]*

Es ist oft gesagt worden: Die Kunst soll über den Nationen stehen weil wir uns sonst in „nationalem Kitsch“ hereinrennen (und) warum befürwortet man jetzt wieder die volksgebundene Dichtung? Warum führt man jetzt wieder Werke auf, die aus dem Volk kommen oder besser gesagt: Werke, die uns das Volk schildern? *[Die Frage wäre besser schon früher aufgeworfen worden!]*

Da müssen wir uns sagen, daß uns nicht ein internationales oder übernationales Werk begeistern kann, weil wir dazu als Volk überhaupt keine Beziehung haben. Der Engländer, Franzose oder Italiener sieht sich doch nicht ein deutsches Bühnenstück, sei es Schauspiel oder Oper, an, um daran englische, französische oder italienische Einflüsse festzustellen, sondern er will die deutsche Seele fühlen, den deutschen Charakter kennenlernen. Uns geht es doch genau so. Wenn auf unseren Spielplänen schon ein Werk eines Ausländers auftaucht, dann soll es uns das beste und charakteristischste sein. In der Hauptsache soll uns das Theater doch deutsches Leben und Wirken zeigen. Die Gestalt eines Siegfried, eines Armin steht uns doch ungleich näher als ein „Cid“ (?) oder „Wurzingutory“ *[unleserlich, A!]* Jene sind welche

von uns. Für ihr fühlen und handeln können wir jede Erklärung abgeben, sie handelten so, als wären wir an ihrer Stelle. *[künftige Gegenwart von Handlung]* Diese sind zwar Helden, die wir achten, aber für die (wir) keine Worte haben als: Sie sind uns artfremd, sie stehen in einer anderen Volksgemeinschaft. *[Die Ausführung trifft nicht den Kern: Es kommt auf die Behandlung des Stoffes an!]*

Es muß uns und unserer Regierung gelingen die Schaubühne in den Schauplatz der Nation zu verwandeln, wo jeder sich selbst sieht und zu Hohem und Erhabenem geführt wird. Das Theater soll sein: „Die Seele und der Tempel des ganzen Volkes“, dann erfüllt es seinen Zweck im neuen Staat.

Die Arbeit zeugt im Wesentlichen von Verständnis. Die Bedeutung des Heroischen tritt zurück. Die Gedankenführung ist auch ohne beigefügten Plan im ganzen klar, ohne straff zu sein.

Von Flüchtigkeiten abgesehen, ist die bewegliche, fast fehlerfreie Sprache den Gedanken angemessen. Verstöße gegen die Rechtschreibung stören.

Wenn auch die Arbeit inhaltlich über dem Durchschnitt liegt, so genügt dieses Maß nicht, sie besser als

genügend

zu bezeichnen.

Klassenleistung: 3

unleserlich, Studienrat

1936 Politische Kinderfeste

Hier handelt es sich um eine Abschlussarbeit des Hortnerinnenseminars, das dem Auguste-Viktoria-Lyzeum angeschlossen war.

Ruth Beitzke

Düsseldorf, den 24.I.1936

Wie kann ich mit Hortkindern die großen nationalen Feste gestalten?

A. Warum ein nationales Fest im Hort?

B. Gestaltung der Feste.

1. Grundlegendes

2. Mittel, die mir zur Verfügung stehen

3. Die beiden großen nationalen Feste a.) der 30. Januar b.) der 1. Mai

C. Was nehmen die Kinder aus der nationalen Feier mit?

A. Es gibt sicher Leute, die bei dieser Frage die Einwendung machen: Warum soll denn auch noch der Hort Notiz von den nationalen Festtagen nehmen, da die Kinder schon durch Schule, Jugendorganisation und Radio alles das hören, was sie wissen sollen? Ich würde folgende Antwort darauf geben:

Es ist eine dringende Notwendigkeit, besonders im Hort diese Feste zu gestalten, einmal, weil ein Teil der Kinder aus einer Umgebung zu Haus kommt, die noch nicht mit Leib und Seele der national-sozialistischen Idee verschrieben sind [*ist*] die ihr sogar gleichgültig, wenn nicht ablehnend gegenüberstehen, die Kinder also in der Beziehung keinen Halt haben, dann ist vorläufig leider nur ein geringer Prozentsatz der Kinder in der Hitlerjugend oder B.D.M., sodaß hier gerade ein großes Aufgabenfeld liegt, das durch die nationale Feier gut unterstützt werden kann. Sollte nun ein Junge oder Mädel alle Vorzüge haben, die ich eben erwähnte [*in der HJ sein, so*], würde dies Kind die nationale Feier in der Hortgemeinschaft bestimmt als eine Selbstverständlichkeit ansehen und sich sogar dazu drängen, an [*zu*] ihrer Gestaltung beizutragen.

B. 1.) Vorbedingung ist, daß ich mir, als Gestalterin der Feier, der großen Verantwortung bewußt bin und weiß, wieviel von dem Gelingen abhängt, daß eventuell [*unter Umständen*] ein schlechtes Vorbereiten den ganzen

Eindruck verwischen kann. Der Sinn dieser Feier ist das gemeinsame Erlebnis, das uns mit dem ganzen Volke eint, das jeden, der daran teilnimmt, über den Alltag erhebt und Herz und Sinne öffnet für die großen Gedanken des neuen Deutschlands.

Es stehen mir unendlich viele Mittel zur Gestaltung der Feier zur Verfügung. Die Raumgestaltung würde ich sehr schlicht halten, das Bild des Führers würde ich als Mittelpunkt nehmen und unsere Fahne als Ausschmückung dienen lassen. Das Lied ist, meiner Meinung nach, eines der wichtigsten Mittel zur inneren Gestaltung, es besitzt eine unheimlich Kraft, die Gemüter hochzureißen und die Begeisterung wachzurufen. Nun folgen Gedichte und Sprechchöre, diese finde ich in den verschiedenen guten Büchlein, die jetzt in jeder Buchhandlung ausliegen. [?] Das Vorlesen aus nationaler Literatur eignet sich auch sehr gut, den Geist der Feier zum Ausdruck zu bringen, ich denke an Kriegsbriefe gefallener Studenten, Bücher von Walter Flex, dann Schriften und Reden von den Großen unseres Reiches: Friedrich der Große, Hindenburg, Bismarck und nicht zuletzt unser Führer.

Der 30. Januar, der Tag der nationalen Erhebung, und der 1. Mai, der Tag der nationalen Arbeit, sind die beiden großen Feiertage des 3. Reiches; jeder Deutsche weiß, worum es sich dabei handelt, jeder Deutsche sollte sich an diesem Tage wieder von neuem zum Führer bekennen und ihm Treue geloben.

Die Vorarbeit zum 30. Januar ist das Durchsprechen von der Geschichte der Bewegung [*die Durchnahme*] und das einüben der Lieder und Sprechchöre. Die Feier an sich würde ich so knapp und eindringlich wie möglich gestalten, mit einem oder mehreren Liedern wie z.B. „Reiht Euch zu Vieren“ oder „Unter der Fahne schreiten wir“ den Rahmen geben und innerhalb Gedichte, Sprüche und kurze Stellen aus nationaler Literatur einfügen. [Satz?] Zum Schluß darf das „Sieg Heil“ auf den Führer nicht fehlen.

Notwendig bei solch einer Feier ist das Mithelfen von allen, jedes Kind muss das Gefühl haben, [:] ich konnte auch zum Gelingen beitragen.

Die Ordnung und Disziplin vor, während und nach der Feier ist selbstverständlich und braucht nicht weiter erwähnt zu werden.

Zur Feier des 1. Mai kommt der Gedanke der Arbeit hinzu. Ich würde vorher mit den Kindern die Werkstätten einzelner Handwerker besuchen und ihnen klar zu machen versuchen, daß unser Leben nichts ist ohne den

anderen Volksgenossen, ohne den Arbeitseinsatz der anderen. In der Feier selber könnten die verschiedenen Handwerker zu Worte kommen in Gedicht= oder Liedform, bei Kleineren Hortkindern auch als Bewegungsspiel. Aus allem aber muß zu spüren sein, [:/] wir stehen jeder unseren Mann und geben unsere ganze Kraft dem Vaterlande hin.

C. Wenn den Kindern das Zugehörigkeitsgefühl zum Vaterland und die Einsatzbereitschaft für das Volk durch die Feier klargeworden ist, dann hat die Feier ihren Sinn erfüllt.

Die Arbeit beschränkt sich auf einige richtige Ausführungen. Der Stil ist nicht immer geschickt.

Genügend

11.II. Unterschriften unleserlich

3 Zeichen=, 4 Rechtschreibungsfehler

1937 Uta, die „weibliche Herrschernatur“

Grete Schulz

15.I.1937

Die Stifterfiguren des Naumburger Doms. Hermann – Reglindis und Ekkehard – Uta: zwei Gegensatzpaare.

Ende des 12. Jahrhunderts entstand das große Gemeinschaftswerk des Naumburger Doms. *[Jeder Dom ist ein Gemeinschaftswerk!]* Durch seine Steinplastiken ist er eine der berühmtesten Kirchen Deutschlands geworden. Es ist das erste Mal, daß man weltliche Gestalten in einem kirchlichen Bauwerk verewigt hat. *[dargestellt hat]* In seinem Stifterchor finden wir zwölf in Stein gehauene Figuren: Die Stifter des Domes, acht Männer- und vier Frauengestalten. Die Gruppenaufteilung dieser zwölf Steinplastiken ist ganz romanisch empfunden. *[Die Verfasserin meint wohl, daß die Anordnung der Figuren noch romanisch empfunden sei...]* Eine neue Zeit hat hier bahnbrechend gewirkt. Die gotische Art hätte diese Gestalten streng nebeneinander gestellt, straff in der Haltung, fast stilisiert. Hier, im Naumburger Dom, haben die Künstler eine Gruppenaufteilung vorgenommen, so, wie die Gestalten zusammen gehören. Die beiden Ehepaare Hermann – Reglindis und Ekkehard – Uta hat man einander gegenübergestellt. Sämtliche zwölf Steinplastiken bilden eine geschlossene Einheit. Sie muten an, als seien sie von einer Künstlerhand geschaffen worden.

Das Paar Ekkehard – Uta drückt in jeder Weise eine feine, geschlossene Harmonie aus. Durch die Linienführung der Gewänder, durch die Haltung der beiden Gestalten, durch den entschlossenen Gesichtsausdruck charakterisiert der Künstler die beiden Menschen. Beide sind Herrschernaturen, die alles meistern, was sich ihnen entgegenstellt. Stolz, Trotz, Entschlossenheit, Sicherheit sind Eigenschaften, die der Künstler in seinem Werk hier ausdrücken will. Beide Gestalten sind deutsche Menschen, die in jede Zeit hineinpassen. Und trotz der vorgenannten Eigenschaften fehlt Uta nicht das echt Weibliche, das eine Frau besitzen muß. *[Unsinn!]* Die Feinheit und Zartheit ihrer Glieder, der Gesichtsausdruck, die klare,

hohe Stirn, die von einer Krone halb verdeckt ist, das alles deutet auf echte Fraulichkeit. Die linke Hand, die den Mantel gerafft hält, kann nur eine Frauenhand sein. *[Unsinn!]* Mit der rechten Hand hält Uta den Kragen ihres Mantels. Trotzdem der schwere Umhang den rechten Arm ganz verdeckt, füllt man ihn doch hindurch. Durch das Geraffte des Mantels kommt eine leichte Gegenbewegung in die Strenge der ganzen Linienführung; dies gibt dem ganzen Bildwerk etwas Gelöstes. *[Unsinn!]* Auch die feine Ornamentik der Krone und der Spange des Mantels hebt die Strenge etwas auf. *[Unsinn!]* – Ekkehard steht fest auf beiden Füßen neben Uta. Seine linke Hand klammert sich fest um den Knauf seines Schwertes. Seine rechte Hand lüftet an der linken Seite etwas den Mantel und läßt so den linken Unterarm erkennen. *[Das ist eine komische Beschreibung!]* Ein Gürtel hält sein langes Gewand und rafft es ein wenig hoch. Das lockige Haar Ekkehards ist ein wenig stilisiert und fällt so nicht willkürlich über seine Stirn. Die Rundungen seiner Brustspange wiederholen sich in der Verzierung des Gürtels und den lockigen Haaren; und das sichwiederholen verhindert so ein Auseinanderreißen der Harmonie des Paares. – Beide Gestalten drücken eine gewisse Selbstständigkeit aus und trotzdem gehören sie zusammen. Ekkehard ist Utas Beschützer. Zwischen beiden steht sein Schwert und sein Schild, und doch trennen sie nicht die beiden Gestalten.

Ein großer Gegensatz zu diesem Ehepaar sind Hermann und Reglindis. Schon äußerlich wirken sie ganz anders. Die Haltung der beiden ist gelöster als bei Ekkehard und Uta; ebenso sind die Proportionen der Gestalten zueinander anders. Reglindis ist größer als ihr Gemahl Hermann. Man fühlt hier ganz deutlich heraus, daß nicht der Gatte der Beschützer ist, sondern daß Reglindis durch ihre Mütterlichkeit ihrem Gemahl Halt geben muß. *[Was mag sich die Verfasserin wohl darunter vorstellen?]* Gütig lächelnd neigt sie sich zur rechten Seite. Auch sie ist ein Mensch, der im Leben steht und sich nicht vom Leben mitreißen läßt, sondern es meistert, aber durch eine ganz andere Art als Uta. Mit Güte und Freundlichkeit erreicht sie ihr Ziel. Von ihr geht ein Strahlen und Verstehen aus. Das Herbe der Uta fehlt ihr ganz. Sie ist auch eine Herrscherin, das deutet der Reif, der um ihre Stirn gelegt ist, an; aber sie steht nicht über ihren Untergebenen, sondern mitten unter ihnen. Hermann neben ihr macht einen haltlosen Eindruck. Ein starker Gegensatz besteht zwischen ihm und Ekkehard. Das Feste, die

Entschlossenheit und Sicherheit fehlt ihm ganz. Seine Gestalt zeigt eine gewisse Weichlichkeit. Seine Hand hält nicht den Schild wie die Ekkehards das Schwert, sondern sie liegt darauf. Sein Gewand hängt lässig von seinen Schultern herab, und sein Haupt ist nach links geneigt. Weiche, lockige Haare fallen bis auf seine Schultern. Er ist ein Mensch, der das Leben nicht meistern kann; er braucht Halt und Stütze, und da ist es Reglindis, die es ihm sein muss. – Auch bei diesen beiden Gestalten ist es dem Künstler vortrefflich gelungen, eine Charakteristik durch die Haltung der Figuren, durch den Gesichtsausdruck und die Linienführung der Gewänder zu geben.

–

Man kann sich kaum vorstellen, daß ein Künstler aus einem Stein, einem rohen und harten Material derart feine Figuren gestalten kann. Beim Betrachten der Bildwerke kommt es einem fast vor, als hätte man lebende Gestalten vor Augen. *[Das ist eine kindliche Vorstellung]*

Die Figuren des Naumburger Doms sind keine Plastiken, die die Künstler nach der Wirklichkeit schufen, sondern sie sind erst nach dem Tode der Domstifter entstanden. Wahrscheinlich haben sie die Künstler nach Erzählungen und Aufzeichnungen gestaltet und versucht, sie ihrem Charakter gemäß zu bilden. Sämtliche zwölf Gestalten im Stifterchor des Domes sind Menschen, die leben könnten, die in unsere Zeit hineinpaßen. –

Die Jahresleistungen waren genügend. (Die schriftlichen Leistungen waren nicht genügend.)

Die Verfasserin hat das Thema nicht verstanden. Die Einleitung, die von den Steinplastiken des Naumburger Domes handelt, enthält sachliche Fehler. Die Ausführung ist eine Beschreibung der Stifterpaare, die der Komik nicht entbehrt. So beschreibt die Verfasserin z.B. E(kkehard). und U(ta). Als trotzig, entschlossen und sicher. Trotz ! dieser Eigenschaften fehle U nicht das recht Weibliche, das die Verfasserin aber nur im Bürgerlichen sieht. Ähnlich verworren ist die Beschreibung von H und R, das eigentlich künstlerische ist nicht erfaßt; die Verfasserin erhielt wohl eine solche Schulung, versteht aber den Sinn der Werke nicht. Der schriftliche Ausdruck ist unklar und unbestimmt.

Nicht genügend

*Düsseldorf, den 23. Januar 1937
Else Bornemann*

1937 Ein Genie hat es nicht leicht (aber es opfert sich gern.)

Luise Faust

15.I.37.

Die Tragödie des Genies. (Nach Kolbenheyer: „Heroische Leidenschaften.“⁶)
In jedem großen Menschen ist ein Streben. Es kommt aus der unbewußten Erkenntnis, daß das Leben des einzelnen, des Individuums, nur kurz ist, nur ein Stückchen von dem All dem ewigen Leben [*ist*]. Das Streben im Menschen ist seine Sehnsucht, verbunden zu sein mit der Ewigkeit, in der er ewig ist. Der Mensch sucht, weil er nur ein Teil und daher unvollkommen ist, nach dem Ganzen, dem Vollkommenen, und der eine fühlt bald, daß viele suchen, und er tut sich zusammen mit ihnen. Er kommt dadurch dem Ganzen etwas näher, denn die Gemeinschaft ist größer als der einzelne.

Giordano Bruno hat die Sehnsucht, das Streben in sich, ist durchdrungen von dem Suchen nach dem Hohen, und seinem Gott. Er will ins Kloster, weil er glaubt, in den Brüdern Kameraden für seinen Weg zu finden, durch die Gemeinschaft seinem Ziel näher zu kommen. Er gibt sich auf, unterwirft sich und bindet sich und fühlt am Ende, daß es umsonst war, daß der Gemeinschaft, in der er lebt das lebendige Gesetz fehlt, das Gesetz, das mächtig ist in ihm, das aus dem All der Natur in ihn strömt. Er muß sich lösen von dem, das er einmal gefunden hat, das sein Leben so stark beherrscht hat, muß sich lösen um etwas Stärkerem zu folgen, muß sich lösen um einer Wahrheit willen. Er steht wieder allein.

In der Gemeinschaft wird der Mensch gehalten, ist er nicht allein auf sich gestellt, aus ihr schöpft er Kraft und er gibt ihr dafür sein Ich. Das ist die erste große Tragik im Leben des Menschen. Das Bewußtsein des Alleinseins, des Umsonst. Er steht für sich mit nichts verbunden, das ihn unterstützt, nur mit seiner Erkenntnis, seiner Wahrheit die ihn fordert. Aus der ersten Tragik wird das erste Erheben. Der Mensch hat nun wirklich zu seiner Wahrheit gefunden. Er steht rein vor ihr. Es bedarf keines Mittlers mehr zwischen ihr und ihm. Aber was tut er allein mit seiner Wahrheit, er ist nur ein Stück, ist nur ein Teil und er strebt nach dem Großen dem Ganzen. Da tritt er wieder vor die anderen Menschen er muß von seiner Wahrheit reden.

Er muß aus einem großen inneren Drang heraus versuchen eine neue Gemeinschaft zu gründen, eine Gemeinschaft von solchen, die von seiner Wahrheit erfüllt sind.

Giordano Bruno ruft seine Lehre in die Welt hinaus und sagt sie allen, die ihm begegnen. Er will überzeugen, will Großes und Hohes bringen und reißt dabei ein Stück von sich aus seinem Herzen, er will geben und die Menschen achten nicht, was er gibt, für sie ist er nur interessant.

Wieder ist es eine große Tragik für den Menschen die Tragik, daß sein Herz, sein Ich von den anderen studiert und bekrittelt wird, daß ein Stück wunderbaren Menschentums verschwendet wird. Aber aus dieser Tragik wird wieder ein großes Erheben. Der Mensch findet dazu, nur noch zu geben und nicht mehr zu fragen, was er dafür erhält, wie es ihm gedankt wird. Er sagt die Wahrheit um der Wahrheit willen und diese seine Wahrheit ist ewig, denn sie ist das Leben selbst. Das ist sein Gedanke. Das Leben ist auch in ihm und ist in allem, was mit ihm und in ihm. Ist in allen Menschen. Er ist ein Stück und er will zu dem Ganzen, will die Einheit des Ganzen in Ewigkeit. Das Leben, seine Wahrheit müssen die anderen in sich erfassen, damit aus der Unvollkommenheit Vollkommenheit wird. Giordano Bruno ist bereit für seine Wahrheit zu sterben, denn sie ist ewig und er ist ewig in ihr. Durch das Zeugnis seines Todes werden die anderen zu seiner Wahrheit finden, aber sie werden nie die ganze Wahrheit erfassen, sie werden sie umgestalten und herabziehen und von der reinen Idee wird wenig übrig bleiben wenn die Allgemeinheit sie aufgenommen hat. Das ist der letzte Kampf in einem Menschen. Das für was er stirbt bleibt nicht erhalten in seiner reinen Form, es wird manchmal sogar ins Extrem verwandelt. Diese letzte Erkenntnis, die stete Unvollkommenheit in dieser Welt ist die letzte und größte Tragik des Menschen. Er hat gelebt, gelitten und will sterben für seine Wahrheit und muß sie denen überlassen die sie in Wirklichkeit gar nicht verstehen. Und dennoch ist Giordano Bruno bereit zum Tod zum Tod für seine Wahrheit. Das ist auch die letzte die höchste Erhebung für einen Menschen, er wächst über sich selbst hinaus in die Ewigkeit. Seine Wahrheit wird bei ihm dem ganz großen Menschen vollendet und hilft den vielen in ihrem Streben, gründet eine neue Gemeinschaft zum Halt für sie.

Suchen, etwas suchen tun alle Menschen und die, die aus sich alleine finden, sind Lieblinge der Ewigkeit, sie müssen den anderen von ihrem Reich-

tum geben. Das Geben ist die Aufgabe des Genies, das nicht verstanden werden ist seine Tragik und er bringt seine Wahrheit wenn er sich selbst aufgegeben hat.

Die Jahresleistungen waren genügend.

Die Aufgabe ist klar durchdacht und verständig durchgeführt. Der sprachliche Ausdruck ist schlicht und einfach.

Gut (-)

Düsseldorf, den 23. Januar 1937

Else Bornemann

1937 Rassenbiologisch der Zukunft entgegen!

Erika Kell

15.1.1937

Das deutsche Volk soll und muss leben (Die rassenbiologische Lage in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.)

Plan:

Einleitung: Ist das deutsche Volk zum Untergang bestimmt?

Hauptteil:

1. Warum begründet der Nationalsozialismus seine Politik auf rassenbiologische Grundlagen?
2. Wie war die rassische Zusammensetzung des deutschen Volkes?
3. Wie wäre seine Entwicklung ohne den Nationalsozialismus verlaufen?
4. Mit welchen Mitteln bewahrt er es vor dem Untergang?
 - A. Aufklärung über rassenbiologische Fragen.
 - B. Wirkung des Rassen- und Nationalstolzes.
 - C. Verhinderung erbuntüchtigen Nachwuchses.
 - D. Förderung des erbtüchtigen Nachwuchses.
 - E. Erziehung der Jugend.

Schluss: Ist Grund zur Hoffnung vorhanden?

Ist es ein unabänderliches Naturgesetz, daß Völker werden, eine begrenzte Zeit der Blüte erleben und dann vergehen? Die Geschichte scheint in der Entwicklung der antiken *[alten]* Reiche den Beweis dafür zu liefern, und so glaubte man nach dem Weltkrieg dieses Gesetz auch auf Deutschland anwenden zu müssen. Deutschland hatte eine gewisse Zeit der Blüte erlebt und war durch den Weltkrieg in den tiefsten Abgrund gerissen worden. Nun wartete man *[unklar! Wer wartete?]* auf sein völliges Verschwinden. Man *[Das deutsche Volk]* hatte sich mit seinem Schicksal abgefunden und sah nun seine Aufgabe darin, sein Leben noch möglichst angenehm zu gestalten, denn an seine Zukunft glaubte man doch nicht mehr. Anfänglich schien Deutschland zum Untergang bestimmt, aber da lieferte es noch in letzter Stunde der Welt den Beweis seiner Lebensfähigkeit, indem es einen Mann gebar, der fest an seine Zukunft glaubte. Er hatte die Gefahren erkannt und

konzentrierte nun seine ganze Kraft auf ein Ziel: Deutschland vor dem Untergang zu bewahren und es einer neuen Blütezeit entgegenzuführen.

Als erster Staatsmann stemmte er sich gegen die herrschende Auffassung vom „unabänderlichen Naturgesetz“ und suchte die Schuld *[wessen?]* bei den Menschen selbst. Er erkannte die Vermischung der Rassen als die größte Gefahr für das Bestehen eines Volkes *[Das hat Hitler nie gesagt. Wenn der Nationalsozialismus den Kampf gegen die Rassenmischung führt, dann meint er damit die Vermischung der sog. arischen Rassen mit Türken, Negern, Gelben, nicht aber, wie anscheinend die Verfasserin meint, die Vermischung der nordischen Rasse mit der jüdischen, ostischen u.s.w.]*; denn solange sich eine Rasse rein erhält, wird sie bestehen, sobald sie sich aber mit unter ihr stehenden Rassen vermischt, ist sie zum Untergang bestimmt. Im Kampf ums Dasein kann sich der Bastard nicht behaupten, solange noch reine Rassen bestehen. Wenn also das deutsche Volk leben soll, muss es mit allen Mitteln versuchen, die nach dem dreißigjährigen Krieg einsetzende Gegenauslese *[Die plötzlich auftretende Gegenauslese hat mit Rassenmischung wenig zu tun.]* (im allgemeinen und besonderen) zu verhüten und positive Auslese im Sinne des „nordischen Gedankens als Aufgabe“ zu betreiben.

In Mitteleuropa ist die nordische Rasse entstanden und hat sich von hier aus verbreitet (Theorie) *[Hypothese]*. Das deutsche Volk war also hauptsächlich von nordischem Blut bedingt. Im Lauf der Jahrhunderte vermischte es sich immer stärker mit fremden Rassen. Diese Entwicklung wurde noch nach dem Weltkrieg durch die Neger der Franzosen am Rhein begünstigt. Dazu kam noch eine starke Gegenauslese innerhalb der Rasse selbst, *[unklar! Unter Rasse soll hier wahrscheinlich „Volk“ verstanden werden.]* so daß bei dieser Entwicklung das deutsche Volk zum Untergang bestimmt schien. Aber da stemmte sich der Nationalsozialismus gegen diesen Strom, der Deutschland ins Verderben zu reißen drohte. Seine Aufgabe ist schwer, doch bringen seine Anhänger den Glauben und Idealismus mit, der Berge versetzen kann.

Als erstes wendet sich Adolf Hitler der Aufklärung über rassenbiologische Fragen zu. Das Volk muss die Gefahr erkennen, um gegen sie kämpfen zu können. Langsam muss das Volk aus den feinen Netzen der jüdisch-marxistischen Lehre befreit werden. Die Juden fassen einen so fein ausge-

klügelten Plan zur systematischen Vernichtung Deutschlands und der anderer Länder, daß kein Mensch hinter ihnen die Urheber des Übels [*welches Übels?*] vermutete. So konnten sie in aller Stille ihre zersetzenden Pläne wirken lassen. Es ist eine schwere Aufgabe, nun dem Volk diese zersetzende Schmarotzertätigkeit zu zeigen.

Doch darf dem Volk nicht nur das Negative der anderen Rasse gezeigt werden [*unverständlich!*], sondern hauptsächlich das Gute der eigenen Rasse [*Rasse vmtl = Volk*]. Der Deutsche muss wieder selbst bewußt und stolz an die Mission seines Volkes glauben. Er muss von dem Wert seiner Rasse überzeugt sein, dann werden instinktolose Rassenmischungen von selbst unterbleiben. Durch Ahnenforschung und richtige Auffassung von Geschichte lernt er die Größe seiner Vorfahren kennen und kann wieder stolz sein, sich Deutscher nennen zu dürfen [*daß er in einer Gemeinschaft ... leben kann,*]. Alle Gebiete der Kultur müssen von den zersetzenden Einflüssen artfremder Rassen gereinigt werden, so daß der deutsche Mensch sich selbst in seiner Kultur wiederfindet. Er muß stolz sein können, in einer Gemeinschaft wertvoller Menschen leben zu können und muß dafür Ehre darein setzen, die Fortpflanzung minderwertigen Erbgutes zu verhindern. Jeder Erbuntüchtige ist (ohne seine Schuld) ein Schmarotzer am Leben seines Volkes. Seine Fortpflanzung muss also mit allen Mitteln (das Ideal wäre: aus freiem Willen) verhindert werden. Aber mit der Ausmerzungen der Erbkranken läßt sich der Untergang eines Volkes nicht verhüten, sondern nur hinausschieben. Um mit wirklichem Erfolg rechnen zu können, muss das Hauptgewicht auf die Förderung des erbgesunden Nachwuchses gelegt werden. Hier steht an erster Stelle die moralische Beeinflussung. Das Judentum hatte mit seinem Instinkt im Geburtenrückgang eine Gefahr für das Deutschtum und damit einen Nutzen für sich selbst erkannt. Daher förderte es ihn mit allen Mitteln. Zuerst erfasste es die geistig hoch stehenden Schichten, indem es ihnen die „Verantwortungslosigkeit“ ihres Handelns klar machte [*indem, wenn sie einen Nachkommen zeugten...*]. Nach ihrer Theorie würde die Erde bald überbevölkert sein, so daß es für die „armen Nachkommen“ doch unmöglich sei, sich behaupten. Dann wurde dem Volk systematisch der Unsinn eingeredet: Dein Körper gehört dir und nicht dem Staat. Du kannst dir dein Leben angenehm gestalten, ohne die Last eines Kindes zu tragen. Schließlich (das war das gemeinste Mittel)

wurde Kinderreichtum als eine Folge niederer Instinkte bezeichnet. Gegen diesen Unsinn hat der Nationalsozialismus mit aller Schärfe Front zu machen. Es gilt nun als Ehre, dem Volk viele erbgesunde Nachkommen zu schenken. Jeder Mensch ist dem Volk verantwortlich. Das Wohl der Gemeinschaft bestimmt das Handeln jedes Einzelnen. Für das Wohl unseres Volkes ist seine rassische Zusammensetzung maßgebend. Wir müssen also versuchen, hauptsächlich [für] die Vermehrung des nordischen Blutes in unserem Volkskörper sorgen. Diese Aufgabe ist die schwierigste. Ob sie sich überhaupt durchführen lässt, muß der Zukunft überlassen bleiben. Nur darf die Auslese nicht nach der negativen Seite weitergehen.

Die Garantie für das Gelingen liegt in der Hand der deutschen Jugend und ist Sache der Erziehung ihr gutes Erbgut so zu fördern und zu stärken, daß die [Jugend] den schweren Kampf, der ihr bevorsteht, mit Erfolg durchführen kann. Die Erziehung muß Wert legen auf die Heranbildung körperlich-charakterlich und geistig wertvoller Menschen. Die Jugend hat ihre Aufgabe erkannt und hat den festen Willen sie zu vollenden.

Noch läßt sich auf rassischem Gebiet noch keine allzu positive Wirkung der Arbeit des Nationalsozialismus erkennen, und wir müssen uns vor falschem Optimismus hüten. Aber es ist wenigstens gelungen, den Strom des Untergangs aufzuhalten. Es sind sogar schon viele kleine Anzeichen eines Wiederaufstiegs vorhanden. Die Hauptsache aber ist, daß wir den unerschütterlichen Glauben haben, daß Deutschland leben wird, um seine Mission zu erfüllen. Und Glaube kann Berge versetzen!

Die Jahresleistungen waren genügend.

Das Thema ist nicht in seinem ganzen Umfang erfaßt; Schuld daran ist vielleicht das nicht ohne weiteres verständliche Wort „rassenbiologisch“, das das Augenmerk zu sehr auf „Rasse“ lenkt. Im Hauptteil, der zunächst den Zustand des deutschen Volkes schildern will, um nachher die Rettungsmittel angeben zu können, wird hauptsächlich die Entwertung beklagt. Dabei versteigt sich die Verfasserin zu den unverständlichen Sätzen (S. 4 u. 9), „die Vermischung der Rassen sei die größte Gefahr für das Bestehen unseres Volkes“ und „Im Kampf ums Dasein kann sich der Bastard nicht behaupten, solange noch reine Rassen bestehen.“ Die vom NS stark bekämpfte Vermischung mit Juden ist merkwürdigerweise überhaupt nicht erwähnt, während die an Zahl bedeutungslose Beeinflussung durch die Neger-Franzosen (200 Kinder) als wesentlich hingestellt wird. Die somit wichtige Tatsache, dass schon 1/20 des deutschen Volkes geistig wie körperlich minderwertig ist und die geradezu niederschmetternde Tatsache,

dass uns seit Jahrzehnten Jahr für Jahr 1 Million Geburten fehlen, wird bei der Untersuchung des Zustandes des deutschen Volkes außer Acht gelassen. Bei der folgenden Darstellung des Abwehrkampfes wird „rassenbiologisch“ mehr als „eugenisch“, d.h. Im Dienst der Erbgesundheitspflege stehend aufgefaßt. Im Schlußsatz wird aber wieder hauptsächlich die Aufnordnung als Rettung empfohlen. Die sprachliche Form der Arbeit ist gewandt.

Genügend (-)

*Düsseldorf, den 23. Januar 1937
Else Bornemann*

1948 – Schweigen als National-Therapie

Auf das Abitur 1948 wurde noch in sogenannten Sonderlehrgängen vorbereitet (daher der Vermerk S.L. hinter dem Namen). Die Prüflinge hatten kriegsbedingt ihre schulische Laufbahn unterbrechen müssen, teils, weil sie zum Wehrdienst eingezogen worden waren, teils, weil die Schulen seit etwa 1943/44 geschlossen waren. Die biographischen Brüche machen sich auch in den Prüfungsarbeiten bemerkbar.

Gerd Bleines S.L.1

Düsseldorf, den 16.2.1948

Deutsche Prüfungsarbeit

Die Stillen im Lande.

Es war Krieg im Lande und die Lauten führten diesen Krieg, besser gesagt, das Volk, das von den Lauten geführt wurde, führte den Krieg, denn die Lauten hatten es laut gesagt, daß der Krieg notwendig sei, wolle das Volk weiterleben. So geschah es dann auch, daß man das ganze Volk als „laut“ ansprach. Man mußte es ja tun, denn diejenigen, die nicht laut waren, die Stillen, hörten die anderen ja nicht. [*Gedanke nicht recht klar*] Sie wurden ja auch nicht einmal vom eigenen Volk gehört, und man sah sie auch so selten. Aber sie waren da. Es waren keine Helden oder große Persönlichkeiten. Es waren Menschen wie alle anderen. Sie taten still, als Stille im Lande, ihre Arbeit und dachten dabei nach über all das, was laut war und warum es laut war. Das Denken machte sie still und das war gut, denn es war gefährlich im Lande zu denken, wo nur laute Menschen waren. Das Denken wurde bestraft und war verboten, dachte man nicht so, wie es Vorschrift war zu denken.

Nun, es war Krieg, auch die Stillen im Lande waren Soldaten geworden. Sie mußten, wie alle anderen, in Reih und Glied marschieren. „Links, zwei, drei, vier“, schallte das Kommando in den Ohren der Kommandierten. Trapp, trapp, trapp, so schlugen die Stiefel der Soldaten auf das Pflaster. Der Soldat M. war auch dabei. Er hörte das Kommando: „Links, zwei, drei, vier“, und seine Stiefel schlugen im Gleichschritt mit denen der anderen Soldaten auf das Pflaster. Trapp, trapp, trapp. Die Kompanie war auf dem Wege zum Bahnhof, sie sollten verladen werden, um an der Front zu kämpfen. Der Soldat M., ein Stiller, war dabei. Er war schon immer still und bedächtig gewesen und war es als Soldat auch geblieben.

Jedoch sehen wir uns den Soldaten M. einmal an. M. war nicht mehr jung, er war etwa vierzig Jahre alt und vielleicht deshalb so still. Aber das kann ich nicht sagen. Als Bauer in Westfalen hatte er sein ganzes Leben gearbeitet. Schwere Arbeit hatte er tun müssen, das konnte man ihm ansehen. Und noch etwas sah man, wenn man ihn ansah. *[zur Vermeidung der Wdh. besser: anschaute]* Man sah ein stilles Gesicht, kein stures Gesicht, und es lohnt, dieses stille Gesicht einmal näher zu betrachten. Das ganze Gesicht war von rotbrauner Farbe, und der Schädel überhaupt hatte eine etwas klobige, aber nicht unförmige Gestalt. Die Augen waren klein und grau und lagen, unter normalen Augenbrauen, nicht zu tief in ihren Höhlen. An die Stirn, die aussah wie ein massiver Schlußstein eines Monumentes, schloß sich die breite Nase an. Der Mund, ebenso breit wie das darunter hervorspringende Kinn, war energisch und schmal. Das war das Gesicht des Soldaten M., der nun mit anderen, den Lauten im Waggon, zusammen saß. Die Lauten waren auch jetzt wieder laut, warum auch nicht, es ging an die Front, und wer weiß, ob man zurückkommt. Der Soldat M. aber war still und schrieb, während die Lauten lärmten, einen Brief an seine Frau in Westfalen. Jeder sah den anderen. Der Soldat M. sah die Lauten, und diese sahen den stillen Soldaten M. Auch ich wollte rauchen und mit den anderen lustig sein, wußte ich doch nicht, wann ich es wieder einmal sein konnte. Aber da sah ich den Soldaten M. und ich weiß nicht, wie es kam, daß ich auf einmal einen Bogen Papier in den Händen hielt und einen Brief an meine Mutter schrieb. Ich schrieb den Brief zu Ende und übergab ihn an einem Bahnhof der Post. Erst als ich wieder in den Waggon sah, bemerkte ich, daß die meisten der Lauten still geworden waren und ebenfalls Briefe schrieben.

Die Zeit an der Front raste, und der Krieg ging seinem Ende zu. Die Lauten waren laut, aber es waren weniger geworden. Der Soldat M. war still, noch stiller als früher. Da waren noch welche, die still waren, und früher waren sie so laut gewesen. Vielleicht war es der Soldat M., der sie still gemacht hatte und sie zum denken gebracht hatte. Die Stillen dachten, man sah es den Gesichtern an. Und ich glaube nicht, daß ich mich damals täuschte, als ich feststellte, daß alle diese Stillen irgendeinen gemeinsamen Zug, einen gemeinsamen Ausdruck im Gesicht hatten. Und das war der Zug, der das Gesicht des Soldaten M. zu einem stillen Gesicht machte. Das war der Zug, der ausdrückt, daß hinter einem stillen Gesicht gedacht wird, und dazu im

Gegensatz standen die Gesichter der Lauten. Diese drückten aus, daß zwar gedacht wurde, sie drückten dazu aber noch aus, daß nach einem Schema gedacht wurde. Das gab auch ihren Gesichtern einen gemeinsamen Zug.

Da kam das Ende des Krieges heran. Die Lauten kehrten heim und auch die Stillen. Die stillen Soldaten, der Soldat M. und die, die mit ihm still geworden waren, blieben still. Die, die laut geblieben waren, blieben laut. *[Stil]* Doch die Lauten sprachen *[sagten]* jetzt das Gegenteil von dem, was sie vorher gesagt hatten, ebenso laut. Nicht alle Lauten taten das, aber doch sehr viele. Der Stille bemerkte das und lächelte dem Lauten ins Gesicht. Der laute wurde leiser und ich glaube, er wurde auch bedenklicher. Er fing an zu denken. Die vorher niedergeschrieenen Gedanken wurden dem Lauten nun vernehmlich.

Der Stille kehrte zu seinem Hof zurück und blieb still. Viel war wieder aufzubauen. Er packte an und er fühlte es, er würde es schon wieder schaffen. Er sah die Fehler, die gemacht worden waren, von ihm und von den Lauten, und bemühte sich, diese auszuschalten und wieder gut zu machen.

Es war schon viel gewonnen gegen früher. Es war nicht mehr so laut im Lande, und die Stillen konnten sich wieder offen zeigen. Mancher der Stillen wurde nun laut. Aber die Lauten werden kritisch betrachtet. Es wird wieder gedacht. Die Menschen denken wieder. Noch sind es wie früher die wenigsten, aber es sind schon mehr geworden und das läßt uns weiter hoffen.

Die Stillen im Lande. Der Stille in der Kompanie. Er ist still und die Lauten sind in der Mehrzahl. Aber er ist da und wirkt.

Das ist der Stille im Lande. Der Stille Denker. Ein Alltagsmensch, wie ihn jeder kennt. Der frühere Soldat M., der jetzt wieder als stiller Bauer in Westfalen pflügt.

Im Lande muß es noch leiser werden, stiller werden, damit der Verstand nicht wieder übertönt wird.

Eine tief-besinnliche, schöne Arbeit. Sie verrät gute Beobachtung, Aufmerksamkeit und Nachdenken.

Durch die Beschränkung auf einen Einzelfall, von dem durch Beobachtung und Nachdenken alles wesentliche abgeleitet wird, gewinnt die Darstellung sehr an Frische, Lebendigkeit und Überzeugungskraft. Der unmerkliche, aber mächtige Einfluß der stillen Menschen auf ihre Umgebung, ihre große Bedeutung für das gesamte Volk, wird sehr eindrucksvoll vor Augen geführt.

Die Sprache ist kernig und kräftig, doch nicht ohne Manier. Einige Male stört eine gewisse Überbetonung.

Gut

Loewen, Studienrat

Klassenleistungen: befriedigend

1948 Trümmer als Meditationsanlass

Auch diese Arbeit stammt aus einem Sonderlehrgang.

Klaus Picard S.L.1

Düsseldorf, den 16.2.1948

Deutsche Prüfungsarbeit

Was kann eine zerstörte Stadt dem Menschen bedeuten?

Über gezackte Trümmer, dunkle menschenleere Straßen fegt ein naßkalter Westwind. Es ist kein Vergnügen heute abend draußen sein zu müssen. Deshalb stehen nur wenige Menschen auf dem Bahnhofsvorplatz, als ich um die Ecke biege. Die große elektrische Uhr zeigt 10 Minuten vor acht Uhr. Da ich noch Zeit habe, gehe ich in den Wartesaal.

Blauer Zigarettenrauch verpestet die Luft, die auch durch die vielen Menschen nicht gerade besser wird. Ich sehe mich um. Einen Platz zu erwischen ist aussichtslos. Überall hocken Menschen, liegen Gepäckstücke und versperren den Weg. Ich sehe mir die Menschen an. Erholungsreisende sind es nicht. Alle sind müde, dreckig und ernst. Wo wollen diese unruhigen Wanderer aber hin?

Aus einem Gespräch höre ich, daß die Sprecherin, eine Frau mittleren Alters, nach Köln, ihrer Heimatstadt, will. Nach Köln, denke ich! Mein Gott, da steht ja fast nichts mehr. Sicher wird die Frau irgendwo evakuiert gewesen sein. Wäre es nicht besser gewesen, wenn sie dort, *[in]* einem vielleicht stillen sauberen Dörfchen, geblieben wäre?

Anscheinend nicht! Was zieht sie denn zurück?

„Warum wohnst du denn zwischen Trümmern und bist nicht an einem freundlicheren Ort geblieben?“ fragte ich mich.

Als die Bomben Nacht für Nacht die Häuser umrissen, mußte auch unseres dran glauben. Nur die rauhe Schale, die Mauern blieben stehen. Wir ließen uns aber nicht unterkriegen, sondern bauten. „Wühlten“ wochen- und monatelang. Am Ende hatten wir uns eine Insel im Trümmermeer geschaffen, auf der wir uns wohlfühlten. Auf ihr vergaßen wir unsere Sorgen und Nöte. Leider können sich nicht alle Menschen ihre Insel bauen. Können es nicht, weil sie zu alt und müde sind. Und doch bleiben sie lieber in den Kellern ihrer

Trümmer wohnen, als daß sie irgendwo in der Fremde leben. Sie haben ihre Erinnerung, die Erinnerung an ihre alte Umgebung. Vielleicht steht ein kleines Bäumchen, aus vergangenen Zeiten, zwischen den Trümmern, blüht im Frühjahr schneeweiß und spendet Freude. Um dieses Bäumchen wächst ein Luftschloß aus dem, wie es einmal war. Eine lichtumflutete Stadt, frohe Menschen und Freude am Leben. Konnte es etwas Schöneres geben? Doch plötzlich zerplatzt diese Erinnerung, und die krasse Wirklichkeit steht wieder vor uns. Wo sind die erleuchteten Straßen, die blanken Autos und die Freuden des Lebens geblieben? Zerstört!

Doch sollen wir warten, bis die „Heinzelmännchen“ kommen? Nein!

Deshalb kommen Tausende zurück, um ihre alte Arbeit aufzunehmen. Die Arbeit, die ihnen einen Halt gibt; ohne die sie nicht leben können. Sie alle leben für das Kommende. Ja, ich glaube, wir, die wir in den Trümmern leben, richten uns immer wieder an der Hoffnung auf das Kommende auf. Denn was kann uns eine Stadt heute geben? Hin und wieder eine gute Theateraufführung oder ein Konzert. Auf dem Wege dorthin ist aber alles so trostlos, daß die Stimmung, die man zum Theater mitbringen muß, schon erheblich gedämpft wird.

Die heutige Stadt ist nur ein Bindeglied zwischen dem „Gestern“ und dem „Morgen“. Das „Heute“ ist nur ein Aushalten und Kämpfen, um das „Morgen“ zu erreichen.

Ja, warum kommt nun diese evakuierte Frau zurück? Ich glaube, weil sie es in der Ferne nicht mehr aushalten konnte und das Heimweh sie nach Hause rief. Sie glaubte, in dem kleinen Dörfchen den Anschluß zu verlieren. Den Anschluß an das „Morgen“.

„Bin ich erst einmal in Köln, so werde ich mich schon durchschlagen“, hörte ich sie sagen. Für sie bedeutet Köln alles. Die Luft, die sie dort atmet, braucht sie zum Leben. Diese Frau liebt ihre Stadt, in der sie, vielleicht schon seit Kindheit an, wohnt. Sie liebt ihre Stadt nicht nur im Festkleid, sondern auch im dunklen, ernsten Gewand. Und diese Liebe wird, glaube ich, so weit gehen, daß die „Falten“ und „Runzeln“ des kölnischen Angesichtes von der Frau gar nicht mehr gesehen werden. Sie wird nur noch das Schöne und Neue sehen.

Mit diesem Neuen verbindet sich die Hoffnung, daß einmal auch die Trümmer beseitigt sind, und an ihrer Stelle etwas Neues stehen wird. Aber immer

wieder ist es die Hoffnung, die unser Trümmerleben begleitet.

Trotz dieser Trümmer sieht jeder noch seine alte Stadt, die alten Straßenzüge und Plätze und lebt in der Erinnerung an die alte Zeit. Neben dieser Erinnerung aber sieht jeder die Zukunft, auf die er hofft und die ihn durchhalten hilft.

Ja, denke ich, so muß es wohl sein. Denn nur um sein Leben zu fristen, lebt wohl keiner in einer zerstörten Stadt; irgendetwas richtet den Einzelnen auf. Inzwischen ist aber die Zeit veronnen, und ich trete auf den kalten, zerstörten Bahnsteig hinaus, um durch Trümmer zu einer zerstörten Stadt zu fahren.

Der Aufsatz enthält gute Gedanken und beantwortet die gestellte Frage klar und überzeugend. Die gewählte Rahmenform gibt ihm eine schöne Geschlossenheit. Auch sonst ist er gut gegliedert und aufgebaut. Die Darstellung schreitet zielsicher und kräftig vor. Einige Unebenheiten im Ausdruck fallen nicht ins Gewicht.

Gut

Loewen, Studienrat

Klassenleistung: befriedigend.

1954 Lob der (wahren!) Weiblichkeit

Das Thema Weiblichkeit war zentraler Bestandteil der Erziehungsarbeit an der Mädchenschule. Bis in die 60er Jahre hinein war den Schülerinnen beispielsweise das Tragen von Röcken vorgeschrieben.

Greta Pulm, O Ia

2. Februar 1954

Reifeprüfung. Deutscher Aufsatz

Welche Aufgabe ist in unserer Zeit der Frau gestellt? Charakterisieren Sie die vorgelegten Texte und nehmen Sie Stellung dazu. (Texte: Johannes Klein, Das große Frauenbild im Erlebnis geistiger Männer. Gertrud von le Fort, Die ewige Frau)

I. Die Ansicht Kleins und Gertrud von le Fort über die Frau in unserer Zeit.

A. Klein sieht sie in ihrem Wesenskern bedroht.

B. Gertrud von le Fort sieht sie in ihrem Inneren unzerstört.

II. Die Überwindung unserer Zeit durch die Frau. *[in diesem zweiten Teil müßte schon in der Planung stärker die Beziehung zur Themenfrage zum Ausdruck kommen.]*

A. Die Mütterlichkeit der Frau überwindet die nur äußerliche Welt. *[unklar]*

B. Gestalten aus der Dichtung, in denen wahre Fraulichkeit verkörpert ist.

Johannes Klein und Gertrud von le Fort gehen von der gemeinsamen Voraussetzung aus, daß wir uns in einer gefährvollen Zeit befinden. Aber während Klein selbst die Frau in ihrem Wesenskern durch die Zeit bedroht sieht, ist Gertrud von le Fort von dem tiefen Glauben an die Unzerstörbarkeit der wahren Weiblichkeit erfüllt. Beide sehen das Problem also von verschiedenen Richtungen her. Klein ist der nüchterne Beobachter. Er stellt fest, welche Position die Frau in unserer Zeit einnimmt. Gertrud von le Fort ist die Gläubige. Sie glaubt an die Erneuerung der Welt durch die Frau. Die Beobachtung, die Klein über die heutige Frau anstellt, treffen auf die Frau innerhalb der kommunistisch regierten Länder zu. *[Die folgende Ausführung über die Stellung der Frau in den kommunistischen Ländern zeigt, daß das tiefe Anliegen Kleins und seine Sorge um die wesentliche Frau nicht verstanden sind und daß die eigentliche Gefahr, die auch uns bedroht, nicht gesehen wird.]* Dort ist die Frau nur noch eine biologische Tatsache. Sie bekommt

Prämien für Kinderreichtum, Lenin selbst ermahnt seine Parteigänger, in der Liebe nicht mehr als einen flüchtigen Reiz zu sehen, der neues Leben erzeugt. Die Frau wird dem Manne beruflich vollkommen gleichgeschaltet. Sie arbeitet als Kranführerin, als Lokführerin. Die Folge ist, daß sie abends viel zu müde ist, sich um ihre Kinder und um ihren Mann zu kümmern, und wirklich auf sie einzugehen. Der Mann selbst sieht in ihr den Arbeitsgenossen, der sich in nichts von ihr unterscheidet. Auf diese Art wird dem Menschen das Gefühl genommen, daß Mann und Frau Gegensätze [*Polaritäten*] sind, die erst im Zueinander fruchtbar werden.

[III.] Beide, Klein und Gertrud von le Fort sehen als das Wesentliche der Frau die Mütterlichkeit. Klein glaubt diese Kraft der Frau bedroht, Gertrud von le Fort jedoch sieht über das äußere Erscheinungsbild, das Klein schildert, hinaus. Hinter dem Sichtbaren beginnt für sie als Frau die metaphysische Welt. Und sie glaubt, daß die Frau in einer Verbindung mit diesen nicht rational faßbaren Dingen [*besser: Mächten*] steht. Goethe hat die Beziehung der Frau mit dem Metaphysischen – und das meint Gertrud von le Fort mit dem „Jenseitigen“ – wohl am treffendsten im Bild der Mütter ausgedrückt. [*Die Verf. mißversteht G.v.le Fort, die den Begriff des „Jenseitigen“ rein religiös versteht. Darum ist der Vergleich mit Goethes Mythos vom Reich der Mütter, in denen er die ewigen Bewahrerinnen des Seienden sieht, nicht zutreffend.*] Er sagt: Sie thronen im Erhabenen, nahe dem Geheimnis aller Dinge, das Faust enträtseln möchte. Von ihnen strömt Majestät und Erhabenheit aus, die Faust berauschen. Er ist durch die Begegnung mit den Müttern dem Geheimnis der Welt näher gekommen. Goethe verleiht den Frauen durch die Beziehung zum Metaphysischen große Macht und ein tieferes Wissen um viele Dinge. Gerade in den Ausführungen Kleins und Gertrud von le Forts zeigt sich das tiefere Wissen der Frau. [*Unklar! Gemeint ist die Verbundenheit der Frau mit den „verborgenen Kräften“.*] Klein [*als Mann*] zeigt das Tatsächliche auf, [*G.v. le Fort als ...*] die Frau jedoch glaubt und weiß es aus ihrem eigenen Erlebnis, daß die Frau in ihrem Innersten unzerstört und unangetastet ist. [*Die Verfasserin will einen Gegensatz zwischen d. Betrachtung des Mannes und der Frau sehen, der aus den Texten nicht herauszulesen ist. Sie schließt fälschlich aus der Bedrohung der echten Frau auf ein Nicht-mehr-Glauben an die heilenden und rettenden Kräfte in ihr.*] Gertrud von le Fort vermag ihre Ansicht über die Frau nicht zu beweisen, da ihre Ge-

wißheit über ihre hohe Aufgabe aus dem Glauben und dem Gefühlsmäßigen kommt, aber auch ich glaube, daß ihre Ansicht wahr ist.

Alle die Aufgaben, die Gertrud von le Fort den Frauen zuweist, finde ich verkörpert in Gestalten Goethes. – Goethe verleiht seinen Frauengestalten Kräfte, die heilen, Verworrenes entwirren oder den Schuldigen zu entsöhnen vermögen.

Iphigenie vermag durch ihre reine, wahre Persönlichkeit, die Schuld von ihrem Geschlecht zu nehmen. Hier versöhnt die Reinheit einer Frau sogar den Haß von Göttern. Oder, sie heilt nur durch ihre Berührung [*besser: die Kraft ihrer Liebe*] die Verzweiflung Orests. Gertrud von le Fort spricht von der Menschheit, die als schwaches Kind zur Welt kommt und sie mit der gleichen Schwäche verläßt. Dieses Kind bedarf der Mutter. Sind Tasso und Werther nicht auch solche Kinder, die die an der Hand von Frauen mit dem Leben bekannt gemacht werden müssen? [*Auch dieser Vergleich ist nicht glücklich, denn weder Tasso noch Werther suchen die mütterliche Frau, sie suchen die Geliebte.*] Aber das Schönste an den Ausführungen Gertrud von le Forts finde ich, daß sie die hausfrauliche Tätigkeit der Frau heraushebt, daß sie die Fähigkeit der Frau lobt, auch das Alltägliche erträglich zu machen. Wohl die wenigsten Männer erkennen den täglichen Kampf, den die Frau mit Alltagssorgen auszukämpfen hat, an. Und dieses tägliche Mühen um das Alltägliche ist wohl heute noch das gleiche, welches es zur Zeit Goethes war. [*wie es zu allen Zeiten war.*] Und die Frau tut es noch genau so gern, wie sie es einst getan hat. [*Der Anschein spricht gegen diese Behauptung.*] Die Ursache dafür liegt wohl darin, daß die Frau sieht, sie hilft damit. Und das Hilfreiche ist ein weiterer Ausfluß ihrer Mütterlichkeit.

Gertrud von le Fort spricht von Berufen für Frauen, in denen sie aus ihrer mütterlichen Natur heraus helfen kann. Sei es im Beruf der Fürsorgerin, der Lehrerin oder der Krankenschwester.

Ich sagte eben, es gäbe keinen Beweis dafür, daß das mütterliche Wesen der Frau unangetastet blieb. Eigentlich ist die Tatsache, daß viele Frauen diese sozialen Berufe ergreifen [*eine kühne Behauptung!*] oder daß sie heiraten [*und Kinder gebären*], ein Beweis für die unzerstörte Kraft des Mütterlichen. Gertrud von le Fort spricht von der Liebe der Frau, die sogar den Schuldbeladenen zu trösten und zu lieben vermag. Die schönste Verkörperung dieser Liebe ist wohl die Gestalt Gretchens, die im Kreis der Büßerin-

nen Maria um Gnade für den schuldbeladenen Geliebten anfleht. – Ich habe diese Gestalten angeführt, weil in ihnen wahre Frauen verkörpert sind. Und wenn der Frau in unserer Zeit eine Aufgabe gestellt ist, dann ist es die, die wahre Weiblichkeit dieser Frauen nachzuerleben und nachzuahmen. [besser: nachzuleben.]

Die Verfasserin hat den Inhalt der Texte als Anregung für die Darstellung ihrer eigenen Gedanken darüber genommen. Ihre Liebe zum Werk Goethes hat sie dazu verführt, zur Erläuterung der eigenen Aussagen Gestalten aus seiner Dichtung anzuführen. Dabei decken sich die Vergleiche nicht immer mit dem, was G. von le Fort meint. – Der Anlage des Aufsatzes fehlt eine gedankliche straffere Ausrichtung auf die Themafrage. In der Ausführung macht sich dieser Mangel bemerkbar. Die Verfasserin schweift ab und ist in der Darstellung sprunghaft. Der Plan, der als gedankliche Hilfe gedacht sein soll, hat wenig Beziehung zur Ausführung. Er scheint nur verfaßt worden zu sein, weil er zur Aufgabe gehört. – Die sprachliche Form ist stellenweise gewandt und dann wieder holprig.

Im Hinblick auf die originelle und persönliche Bearbeitung des Themas kann die Arbeit noch

befriedigend

genannt werden.

21.2.54

Dr. Balensiehn

1967 Die Probleme Lateinamerikas

Bemerkenswert an der mündlichen Prüfung ist die kurze Dauer von nur etwa zehn bis 15 Minuten.

Verhandlung
über die
mündliche Reifeprüfung

Düsseldorf, den 3. Juli 1967

Fach: Gemeinschaftskunde (Erdkunde)

Prüfender: OSt.R. Dr. Pfeiffer

Schriftführer: St.R. Leydorf

Beginn: 12.23 Uhr

Ende: 12.37 Uhr

(Name des Prüflings:) Stutkowski, Sylvia

Thema: Welche Merkmale kolonialer Wirtschafts- und Sozialstruktur hemmen die Entwicklung Südamerikas?

S. begründet, warum und wo die Spanier und Portugiesen Monokulturen in S.Amerika bevorzugten. Sie erörtert Vor- und Nachteile der Monokulturen und die heutigen Ziele der Länder, ihre Abschaffung aus agrar. Und wirtschaftl. Gründen. Die wirtsch. Entwicklung wurde gehemmt durch die Einstellung der Großgrundbesitzer, die wenig an der Erschließung des Landesinneren interessiert waren. Von der jetzt stellenweise versuchten Erschließung gibt S. Zwei Beispiele (Bolivien, Paracaná) verschiedenen Typs. Der Erfolg der Unternehmungen wird in Abhängigkeit von der Organisation erkannt.

Die Förderung der Bodenschätze hatte nicht überall den Aufbau der Industrie zur Folge. Er erfolgte überhastet nach 1945 und hatte Abzug v. Arbeitskräften aus der Landwirtschaft nach sich gezogen. Die Frage nach der schlechten ind. Entwicklung wird unter Hinweis auf Monokulturen, mangelndes Interesse der Führungskräfte und Finanzlage beantwortet. Die jüngsten Versuche der Verlagerung der Industrie ins Landesinnere werden genannt und charakterisiert (z.B. Brasilien, Pernoia).

Eingehend auf die Sozialstruktur erkennt S. Den hemmenden Einfluß der kreol. Oberschicht und den Grund für die sozialen Spannungen zwischen Arbeitern (bzw. Arbeitslosen) und Arbeitgebern. Sie meint, ein Mittelstand könne sich aus der Schicht der Facharbeiter bzw. der Angestellten und Beamten entwickeln. Eine geordnete Entwicklung wird nach S. Auch behindert durch die Partisanenkämpfe und polit. Umstürze (Militärreg.).

Die Frage nach dem Erfolg des US-am. Einflusses und des finanziellen Einsatzes wird damit beantw. daß die Länder selbständig bleiben wollen und die Oberschicht Bodenreformen weitgehend ablehnt.

Sylvia mußte stellenweise zur vertieften Darlegung angeregt werden. Mitunter wurden kleine Hilfen gegeben.

Befriedigend

Leydorf, St.R.
Dr. Pfeiffer, OstR'

1969 Etwas blasse Meditation über den Mut

Es fällt auf, dass auf die 1969 aktuellen Fragen zu Mut und Zivilcourage angesichts der „68er-Unruhen“ nicht eingegangen wird. Sie werden offenbar aber auch nicht erwartet.

Barbara Biela
Goethe-Schule
13b

17.3.69

Reifeprüfungsaufsatz

Mut!

Überlegen Sie, was Mut ist und erläutern Sie es an Beispielen aus dem Leben und der Literatur.

Das Wort Mut kommt aus dem Mittelhochdeutschen (muot). Da es in dem Kompositum 'Gemüt' vorkommt, deutet es auf eine seelische bzw. geistige Haltung hin. Meist wird es für Überwindung gefährlicher Situationen, z.B. im Krieg, gebraucht. Mut zeigt sich aber nicht nur im Krieg, sondern auch in anderen Lagen: Todesmut aus Überzeugung, Mut zum Leben, Mut zur eigenen Meinung, Mut beim Sport. [*willkürliche Anordnung*] Diese Beispiele zeigen, daß Mut nicht nur eine körperliche Überwindung ist [*Überwindung wessen? Es fehlt eine eindeutige Begriffsklärung*], sondern auch eine geistige.

Mut ist nicht immer positiv zu werten. Ich denke da an die sogenannten Mutproben von Jugendlichen, die Mut am falschen Platz zeigen und sich unnötig in Gefahr bringen. Mut wird hier zum Übermut. Echter Mut zeigt sich darin, daß man Angst überwinden kann, weil man in fester Überzeugung zu einer Sache steht, auch wenn sie im Gegensatz andern Auffassungen steht. Ich denke da an Menschen wie bonhoeffer, Delp, Stauffenberg, die Geschwister Scholl, Sokrates oder auch an die frühen Christengemeinden. Hier zeigt sich der Mut im geistigen Sinne ganz auffällig; alles diese Menschen haben Mut bis zum Tode gezeigt; aber das sind Ausnahmefälle; an diesen Beispielen wird jedoch deutlich, wie schwer er oft erkaufte werden mußte, wie die Angst immer wieder überwunden wurde. Todesmut zu beweisen, wenn es um so wesentliche Dinge wie Religion und tiefste Überzeugung geht, ist selten. Aber muß man nicht auch im Alltag mutig sein? 'Das Leben ist ein Kampf' sagt ein Spruch. Will man diesen Kampf gewinnen, gehört es

u.a. dazu, lebensmutig zu sein. Ich glaube, daß der Lebensmut eines der allerwichtigsten Dinge ist. Denn das Leben zu bejahen ist eine höchst schwierige Angelegenheit. Ich verstehe unter Lebensmut, daß man ganz bewußt sich vor Augen führt, was Leben heißt, welche Konsequenzen es hat usw. und dazu dann, auch wenn man alle negativen Seiten und seine mögliche Sinnlosigkeit einbezieht, annimmt, beweist man großen Mut. Ich denke an den Arzt Rieu aus 'Die Pest' von Camus. – Den Mut zur eigenen Meinung, d.h. Seine Meinung zu äußern und zu vertreten, haben leider nur relativ wenig Menschen. Sie fürchten ausgelacht zu werden, oder sich im Gegensatz zu ihren Mitmenschen zu stellen; oder sie sind zu bequem. Dabei ist es so wichtig den Mut zur eigenen Meinung zu besitzen, weil man damit Charakter und Selbstsicherheit beweist. *[nicht nur das, er ist auch notwendig für die Gemeinschaft]*

Ich möchte auch noch auf die Seite des körperlichen Mutes eingehen, den man beim Sport und anderen Leistungen zeigt. Hier kommt es hauptsächlich darauf an, die Angst vor Gefahren und Verletzungen zu überwinden. Es gehört viel Mut dazu, die Schmerzen von Verletzungen zu ertragen und trotzdem weiter diesen Sport zu betreiben.

Ein anderes Kapitel ist der Mut im Krieg. *[fehlt bei der Aufzählung am Anfang]* Das Ideal vom mutigen Krieger und Soldaten geht von der Antike bis zu unserer Zeit. Von Homer bis Felix Dahn *[Dahn ist nicht gerade ein Repräsentant unserer Zeit]* wird (uns) Heldenmut berichtet und glorifiziert. In Kriegen werden die mutigen Soldaten ausgezeichnet. Haben sie doch alle für ein Ideal gekämpft, ohne Rücksicht auf ihr Leben! *[wahrscheinlich ironisch gemeint, kann entfallen]* Aber ich glaube, daß man beim Mut im Krieg unterscheiden sollte: zwischen dem Mut aus Überzeugung für eine Idee und dem selbstmörderischen, lebensverachtenden, verwegenen Mut um Kräfte zu messen, wie es von dem jungen Friedrich dem Großen berichtet wird. *[sachlich verkehrt]* Ein anderer Fall ist der Mut aus Selbsterhaltungstrieb, wie er in 'Mutter Courage' von der Titelheldin geschildert ist.

Ich habe mit Hilfe einiger Beispiele zu erklären versucht, was Mut ist. Es gibt die vielfältigsten Formen positiver und negativer Art, den allgemeinen Zug würde ich aber so erklären: Mut ist Überwindung von Ängsten und Gefahren, seien sie nun körperlich oder geistig. Mut ist keine fertige und konstante Sache; er muß immer wieder neu erkämpft werden. Er ist eine Hilfe

zur Überwindung unserer Schwächen und läßt den Menschen reifen, vorausgesetzt, er wird für die richtige Sache eingesetzt.

Die Verfasserin hat gute Gedanken, die zu einer vertieften Erkenntnis des Begriffes Mut führen. Was dem Aufsatz noch fehlt, ist eine sinnvolle Steigerung und Anordnung und eine aus den Beispielen entwickelte Definition.

befriedigend

18.5.1969

Wening

1976 Welche Bildung brauchen wir? (Ein Klassiker)

Viele Themen altern nicht. Auch die Auseinandersetzung mit Nietzsches Bildungsbegriff könnte vom 19. Jahrhundert bis heute immer wieder gestellt werden.

Brigitte Wemmann, 13e

15.3.1976

Analysieren Sie den vorliegenden Text, und nehmen Sie zum Inhalt Stellung! (F. Nietzsche: „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“, 1. Vortrag, Auszug)

In dem vorliegenden Text nimmt Nietzsche Stellung zur Bildungssituation gegen Ende des 19. Jahrhunderts.

Der Autor vertritt die These, daß die damalige Bildung unter dem Einfluß von zwei negativen Strömungen gestanden habe. Die eine fordere eine Ausweitung der Bildung für möglichst viele Menschen [*Es wird ausdrücklich von „Erweiterung“ und „Verbreitung“ einerseits und „Verringerung“ und „Abschwächung“ andererseits gesprochen.*], die andere führe zu einer Verminderung der Bildung. Doch obwohl diese beiden Triebe [*im Bildungsstreben*] gegensätzlich zu sein schienen, seien sie doch im Endeffekt gleich schlecht. Im folgenden erläutert Nietzsche, warum er die Tendenz zur Erweiterung der Bildung als negativ empfindet. (Zwar gibt Nietzsche kein eindeutiges Werturteil mehr ab – nur zu Beginn seiner Rede bezeichnete er die Tendenzen als „verderblich“ –, so kann man die Wertung zwischen den Zeilen lesen.)

Seiner Ansicht nach hat diese Idee – er nennt sie ein national-ökonomisches Dogma – nur den Nutzen, d.h. den Erwerb von Geld und Gütern, zum Ziel. Denn einer Erweiterung der Bildung habe – nach diesem Dogma – eine größere Möglichkeit zur Produktion zur Folge, durch mehr Produktion könnten mehr Bedürfnisse befriedigt werden, das hieße mehr Glück für den Einzelnen. Bildung sei hier das Wissen um die Möglichkeiten, am leichtesten Geld zu verdienen. Im Sinne dieses Ziels – soviel Nutzen wie möglich – muß die Vermittlung der Bildung erfolgen: so schnell wie möglich, denn Zeit ist Geld, und in dieser kurzen Zeit so gründlich wie möglich, um in der Lage zu sein, viel Geld verdienen zu können.

Jede uneffektive Bildung, die andere, höhere Ziele hat als den bloßen Geld-

verdient, und zudem noch mehr Zeit in Anspruch nimmt, wird abgelehnt. Der „Bund von Intelligenz und Besitz“ wird, wie Nietzsche (ironisch) sagt, zu einer „sittlichen Aufforderung“. D.h., Intelligenz muß sich in den Dienst der Produktivität stellen, um nicht von der übrigen Gesellschaft gehaßt zu werden. Kultur ist nur möglich, solange sie irgendwie dem Erwerb dienlich sein kann. Eine solche materialistische Zielsetzung lehnt Nietzsche ab.

Die zweite Tendenz, die Nietzsche zu entdecken glaubt, fordert ebenso die Aufgabe aller höheren Ideale. Auch sie ist letztlich auf den Erwerb ausgerichtet: Das Spezialistentum. Der Autor beklagt die Ausnützung des Gelehrten, der gezwungen ist, statt mit der gesamten Wissenschaft sich nur noch mit einem Teilgebiet zu beschäftigen, sich zu spezialisieren. Alle übrigen Fächer bleiben notgedrungen unbeachtet. So kommt es, daß selbst ein ausgezeichneter Spezialist sich nicht über die übrige Menschheit, das „gemeine Volk“ erhebt, da er in den wesentlichen Dingen genauso wenig weiß wie sie. Nietzsche vergleicht den Fachgelehrten boshaft mit einem Fabrikarbeiter, der sein Leben lang den selben Handgriff ausgeführt hat, den er allerdings dann ausgezeichnet vollbringt.

In seiner Kritik wendet sich Nietzsche nun direkt gegen Deutschland, wo man diese Tatsachen verschleierte und verfälschte. Die enge Fachgebundenheit werde bewundert und die Unwissenheit auf sämtlichen anderen Gebieten als „edle Genügsamkeit“ bezeichnet.

Dieser Text ist, obwohl er aus dem 19. Jahrhundert stammt, von unveränderter Aktualität. Auch heute noch können wir diese Tendenzen beobachten. Verbesserte Ausbildungsmöglichkeiten, Chancengleichheit bei der Ausbildung sind heute vieldiskutierte Themen. Die Möglichkeiten zur Weiterbildung – mit Ausnahme des Studiums, auf das ich hier aber nicht näher eingehen möchte – werden ständig erweitert, durch den zweiten Bildungsweg zum Beispiel, durch Abendschulen oder Volkshochschulkurse. Auch fabrikinterne Weiterbildungskurse werden immer öfter durchgeführt. Natürlich wird dabei hauptsächlich für den Beruf gelernt, denn auch heute noch – oder gerade heute? – ist für die meisten Menschen nichts wichtiger als möglichst viel Geld zu verdienen. Allerdings muß man einsehen, daß es natürlich auch sehr wichtig ist, Geld zu verdienen, und sogenanntes „ineffektives“ Lernen können sich eben nur wenige leisten.

Ein Beispiel für Forschung, die nicht die Produktivität erhöht, ist möchte ich

anführen: Weltraumforschung, Mondfahrt. *[Es ist eine erwiesene Tatsache, daß im Zusammenhang mit der Weltraumforschung viele für die Allgemeinheit nützliche Produkte erzeugt worden sind.]* Allerdings wird hier nicht nur Forschung um der Forschung willen betrieben, denn man spielt ja mit dem Gedanken, den Mond zu einem neuen Lebensraum zu machen, wenn die Erde einmal so überbevölkert ist, daß nicht mehr alle Menschen auf ihr Platz finden. Bis dahin wird jedoch wohl noch etwas Zeit sein.

Zurück zu Nietzsche: Es ist zwar schade, da stimme ich Nietzsche zu, das fast alles Lernen nur auf den Gelderwerb ausgerichtet ist, andererseits ist es eine Notwendigkeit, Geld zu verdienen. Deshalb sollte man nicht so scharf urteilen.

Zur Spezialisierung möchte ich sagen, daß man auch hier die Notwendigkeit einsehen muß, wenn auch die negativen Auswirkungen wirklich zu beklagen sind. Da sich unser Wissen von Tag zu Tag erweitert, werden immer mehr Spezialisten gebraucht. Ein ganzes Gebiet kann nicht gründlich genug gelernt werden, um Erfolg zu garantieren. Besonders bei Medizinern ist die Notwendigkeit der Existenz von Spezialisten leicht einzusehen.

Auch kann durch Spezialisierung, z.B. in einer Fabrik rationeller gearbeitet werden, und eine rationelle Arbeitsweise ist wichtig, um die Preise nicht ins Uferlose steigen zu lassen und neben der Weltkonkurrenz bestehen zu können.

Die Gefahr, „Fachidioten“ heranzuziehen ist natürlich sehr groß. Besonders, da die Spezialisierung heute immer früher beginnt. Schon in der Schule, im sogenannten „Kurssystem“, beginnen die Kinder, sich zu spezialisieren. Daß dann der Überblick total verloren geht, ist klar.

Im großen und ganzen stimme ich mit Nietzsche überein. Allerdings sieht er nur die negative Seite und bietet keine Lösungsmöglichkeit an. Er übt also keine konstruktive Kritik.

Die Schülerin hat den Sinn des Textes gut erfaßt und mit stilistischer Gewandtheit analysiert. In ihrer Stellungnahme beweist sie die Fähigkeit zu selbständigem logischen Denken.

Gut

*1. Mai 1976 Dr. Bender OstR'
3.5.76 Erdmeyer, OStR'*